Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Neunter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Hunderteinundsechszigstes Kapitel.

Eine Badereise.

Eine Polizeibedeckung. — Volksäußerungen. — Vorgänge in Bamberg. — Ein Nürnberger Spanier.

Die vielen Aufregungen, denen ich in München ausgesetzt war, verfehlten nicht, meinen Körper anzugreifen, und die Aerzte riethen mir in's Bad zu gehen. Ich selbst sehnte mich auch darnach, einige Zeit München verlassen zu können, denn ich wurde derart in Anspruch genommen, daß mir kaum Ruhe zum Athemschöpfen blieb. Ich wurde von Bittstellern von früh bis spät heimgesucht, man wandte sich an mich mit den sonderbarsten Dingen, man nahm meine Mitwirkung und Hülfe für alles Mögliche in Anspruch, und ich sah ein, daß im Volke in Bezug auf mich und meinen Einfluß auf die Regierung, die merkwürdigsten und absurdigsten Ansichten verbreitet waren. Ich erkannte daran die fortdauernde Wirksamkeit einer Partei, in deren Interesse es lag, diesen Glauben bei dem Volke recht geflissentlich zu erhalten, nnd so alle Verantwortlichkeit aller möglichen Regierungsmaßregeln ganz allein mir in die Schuhe zu schieben. Ich machte zwar mehrmals öffentlich bekannt, daß man sich mit Petitionen und ähnlichen

Anliegen nicht an mich wenden sollte, da ich mit der Regierung in keinerlei Beziehung stände und mich um dieselbe durchaus nicht kümmerte; aber das half mir Alles nicht, nach solchen Erklärungen wurde ich immer am meisten mit Hülfs= und Beistandsgesuchen behelligt. Ich that natürlich stets, was ich konnte, wo ich mit eigenen Mitteln ausreichen konnte, sprang ich bereitwillig bei, und wo ich es den Umständen angemessen hielt, scheute ich mich auch nicht, für wirkliches Unglück und Elend den König in Anspruch zu nehmen. Wie wenig Dank aber ich mir mit meiner Mildthätigkeit erworben, das sollte ich einige Monate später erfahren.

Die Thätigkeit der Jesuiten, die unausgesetzt gegen mich intriguirten, sollte ich schon früher kennen lernen. Auf meiner Badereise nach Brückenau gab mir der König eine kleine bewaffnete Escorte bei. Ich wollte zwar ohne solche reisen, aber der König bestand darauf, und ich mußte bald erkennen, wie gut seine Vorsicht war. Es war aber keineswegs so arg, wie sich eine deutsche Zeitung*) damals vernehmen ließ:

„Wie man so eben vernimmt, ist heute (am 20 Juni 1847) Sennora Lola Montez unter starker Polizeibedeckung nach dem Bade Brückenau zu einem längeren Aufenthalt abgereist."

Die starke Polizeibedeckung saß in einem zweiten Wagen, welcher dem meinigen folgte. Meine Begleiter waren der Herr v. B..., ein Mann, welcher mir besonders sehr angenehm war, sowohl durch seine Humanität, als seine Jovialität, und ein Offizier, der Herr v. T...n, welcher jedoch in Civil gekleidet war.

In dem anderen Wagen saß der Gensd'armerie=Obrist,

*) Deutsche allgemeine Zeitung.

Herr B..., zwei Gensd'armen-Unteroffiziere, und noch ein ältlicher Herr, den ich nicht gut leiden konnte, und um den ich mich nicht kümmerte.

Das war also die starke Polizeibedeckung. Damals waren mir diese Leute zu viel, ich glaubte ihrer gänzlich entbehren zu können, aber, wie gesagt, ich erkannte bald, daß ich wirklich eine starke Polizeibedeckung hätte gebrauchen können. —

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich überall der Gegenstand einer oft sehr lästigen Neugierde war, und daß mein Name das Volk elektrisirte.

Sehr oft hörte ich Aeußerungen, die mir einen besseren Begriff von der Stimmung des Volkes beibrachten, welche mir meine Begleiter als unangenehm bezeichneten.

„Das ist sie, welche uns von den Jesuiten befreit hat.“

„Wäre sie nicht nach München gekommen, wir säßen noch im — — —“, hörte ich einen derben Würzburger Bauern sagen.

Indeß muß ich gestehen, daß ich auch eine sehr freche Aeußerung hörte; der Mensch wurde sofort dafür gezüchtigt, und ich hatte nicht Lust, ihn straflos zu machen.

Wenn ihr Tölpel eine Dame beleidigen wollt, so fangt bei der Wahrheit an, das laß ich mir gefallen, gebt euch nicht zu Handlungen derjenigen her, welche hinter euch stehen und euch das in die Ohren raunen, was ihr sagen sollt und was sie nicht auf ihre Kappe nehmen wollen.

Wenn man gegen solche Ungebührlichkeiten auftrat, wenn man sich solche Betisen nicht gefallen ließ, giebt das einen Grund ab, die Fama sagen zu lassen:

„Die berüchtigte Lola Montez hat jüngst wieder in mehreren Städten Bayerns Skandal gehabt, indem sie sich auf das

Unverschämteste polizeilichen und anderen Vorschriften, denen sich jeder Andere fügen muß, thätlich widersetzte."

Ich habe mich niemals gesetzlichen Vorschriften entzogen, ich habe nur gegen brutale Ausführung der Gesetze mich, so gut ich konnte, vertheidigt.

Man kann von einer Fremden nicht verlangen, daß sie die Ordnungsgesetze der Länder, welche sie besucht, kennen soll. Darf sie nicht fordern, daß man bei unwissentlicher Uebertretung derselben mit Artigkeit daran erinnert werde, daß sie Etwas thue oder zu thun im Begriff stehe, was verboten sei?

Oder machen mir es die Herren vielleicht zum Vorwurf, daß ich zu oft bei brutalen Ausfällen gegen mich mein eigener Cavalier gewesen, statt erst einen männlichen Beschützer herbeizurufen?

Es klingt wahrlich böslich, wenn man schreibt:

„In Würzburg ging sie so weit, einem auf dem Posten stehenden Soldaten, der nach seiner Ordre ihren Hund vom Eingang eines öffentlichen Gartens zurückwies, in's Gesicht zu schlagen."

Humane Leute, diese, welche so schreiben!

Humane Leute, die bei jedem Worte Freiheit, Gerechtigkeit, Edelmuth und Gott weiß, welche schöne Dinge aussprechen und sich in die Brust werfen und rufen:

Den Stein auf sie! — Die Unmenschliche! —

Sie hat sich unterstanden, dieses Weib, einem Menschen, und noch dazu einem Soldaten, der ein Gewehr unterm Arme und einen Degen an der Seite hat, also einem armen, völlig wehrlosen Menschen in's Gesicht zu schlagen, weil dieser Mensch einem Hund den Eingang in einen Garten verwehrte.

Pfui, einen Menschen wegen eines Hundes schlagen.

Todeswürdiges Verbrechen!

Ist es aber human mit einem Hunde umzugehen, wie mit einem Stein? Ich habe meinen Hund immer für ein lebendiges, empfindungsfähiges Wesen gehalten, und verlangte für ihn gewisse Rücksichten, nicht, weil er mein Hund war, sondern weil er ein Hund war.

Weiter hieß es:

„Sie genießt völlige Straflosigkeit, vielleicht könnte sie einen Menschen tödtlich verwunden, ohne dafür in ihrer Zügellosigkeit beschränkt zu werden. Das Erbärmlichste bei dieser Geschichte ist das Benehmen selbst der liberalen Blätter, die, seit die Lola Montez die Gunst eines Hochgestellten erlangte, für ihr Benehmen nichts als ein paar verblümte Tadelworte haben, und sich abmühen, diese scandalösen Vorfälle so sehr als möglich zu verhüllen, während sie, so zu sagen, mit Keulen drein schlagen sollten."

Gewissenhafte Männer!

Die Lola könnte vielleicht einen Menschen tödten! —

Es wundert mich, daß sie nicht schrieben:

Diese Lola könnte vielleicht einen Menschen fressen.

Warum nicht?

Was kann man vielleicht nicht thun? Was kann vielleicht nicht geschehen?

Vielleicht versagt der liebe Gott allen Narren und Einfaltspinseln die Auferstehung, damit man wenigstens, mag man nun in dem Himmel oder in der Hölle fortleben, von ihnen nicht geplagt wird.

Es ist in der That sehr Unrecht, daß die liberalen Zeitungen nicht mit Keulen drein geschlagen haben.

Es ist ein Verdienst für jeden Mann, eine Dame mit Keulen zu schlagen.

Nun, warten Sie noch ein wenig.

Es wird bald ein Monat Februar kommen, welcher ein sehr trauriges Stück Welt-Drama sein wird. — — Dann können Sie mit Keulen drein schlagen.

Beruhigen Sie sich, — trösten Sie sich, — es wird bald das Jahr 1848 sein.

Bis dahin werden Sie also wohl der Sennora Lola Montez erlauben müssen, vielleicht todtzuschlagen, wen sie will, und kein Mensch wird ihr darum ein Haar krümmen.

Denn es giebt einen König, welcher sie schützen würde vor dem Henker.

Nein, man wird nicht bis 1848 warten, man wird schon 1847 mit Keulen drein schlagen.

Es war gewiß ein ergötzlicher Anblick für diese Keulenschläger, als in Bamberg, in der Residenz eines Erzbischofs, der Pöbel meinen Wagen umringte und mir seine Complimente machte, die etwas linkisch und roh ausfielen.

Sie waren gewiß schlecht einstudirt, diese armen Volksmenschen.

Sie warfen weder die Steine geschickt genug, daß sie mich treffen konnten, noch trafen mich ihre rohen Schimpfworte.

Es ist doch wahrlich sehr merkwürdig, daß man mir solchen Empfang in dem schönen Bamberg aufbewahrte; daß man mich in Würzburg, Nürnberg und allen anderen Städten zuvorkommend, aber in der bischöflichen Stadt so nachkommend behandelte.

Das nennt man mit Keulen drein schlagen, wenn man Gassenbuben aufhetzt, dem Wagen einer Dame nachzulaufen und unsittliche Dinge hinter sie her zu schreien.

Das ist ächt germanisch, ächt christlich, ächt sittlich, — ächt ultramontan.

Der Mann hatte das Rechte getroffen, welcher darüber schrieb:

Noch immer wollen sie, die Ultramontanen, nicht glauben, daß der Wechsel des politischen Systems durch ihre eigenen, maaßlosen Uebergriffe herbeigeführt worden sei, sondern durch den Einfluß einer Frau, deren Erscheinen in München mit den Februarereignissen zusammentraf. In dieser Meinung sucht man die niederen Klassen zu erhalten, und daher läßt sich der von großer Rohheit zeugende Empfang der Sennora Lola Montez in Bamberg erklären. Während diese auf ihrer Durchreise dieser Tage in Nürnberg blos ein Gegenstand der Neugierde war, wurde sie bei ihrer Ankunft in der erzbischöflichen Residenzstadt von einem Haufen, unter dem man selbst junge Menschen sah, die, freilich jetzt irre geleitet, einst Staatsstützen werden sollen, mit Geschrei und Schimpfwörtern der gemeinsten Art empfangen und bis zu dem vom Bahnhofe ziemlich weit entfernten Gasthof begleitet. Der Tumult nahm zu, als sie, gegen die anfängliche Bestimmung, da zu übernachten, nach kurzem Verweilen weiter reiste. Manche warfen sogar mit Steinen nach dem Wagen. Wodurch war nun diese Demonstration hervorgerufen worden? Daß diese nicht durch Zufall entstand, muß schon deshalb bezweifelt werden, weil der Einfluß der ultramontanen Partei dort leicht fruchtbaren Boden finden kann; denn Bigotterie und freiere Weltanschauung bieten sich nie die Hände.

Ueber meinen Aufenthalt in Nürnberg weiß die Fama andere Dinge zu berichten.

„Während ihres momentanen Aufenthalts in Nürnberg besah sich Lola Montez einen großen Theil der dortigen Merkwürdigkeiten. Mit einem Bürger Nürnbergs, der sehr gut

spanisch spricht, gerieth sie in ein tieferes Gespräch und äußerte sich hierbei, wie man erzählt, in folgender Art:

„„Warum haßt und schmäht mich dieses Volk? Ich habe ihm nur Gutes gethan. Ich habe es von einem höchst drückenden und verderblichen Pfaffenjoch befreit, und das keineswegs aus Eigennutz und zu meinem Vortheile; denn hätte ich es mit den Jesuiten gehalten, so hätte ich große Summen von ihnen bezogen und ein weit ruhigeres Leben gehabt.““

Im weiteren Verlauf ihrer Rede nannte sie sich stolz darauf, zur Befreiung und Herstellung innigster Einigkeit in den höchsten Regionen das Ihrige beigetragen zu haben.

„„Was ich besitze,““ fuhr sie fort, „„theile ich euren Bedürftigen gerne reichlich mit. Was wollt Ihr mehr? Oder schämt ihr euch meiner Wohlthaten, weil ich ein Weib bin und ein freies Leben führe? Wie bornirt seid ihr dann? Das Weib ist von Natur nicht schlechter, als der Mann, und nicht jeder Charakter kann sich in enge Verhältnisse fügen. Gott hat sehr weislich auch solche Wesen, wie ich bin, geschaffen. Eure Mädchen und Hausfrauen hätten nicht ein jesuitisches Ministerium gestürzt; auch eure Männer und Landtage mit ihrem langweiligen Zeuge haben es nicht gekonnt. Küßt mir die Hand und dankt Gott, daß ihr mich habt!““

Nicht wahr? So spricht die Lola Montez. Diese Unterhaltung ist ohne Zweifel aus ihrem Charakter gegriffen. Ich muß sie acceptiren, selbst wenn sie unwahr ist. Ich habe in Nürnberg keinen Bürger getroffen, der Spanisch spricht, sondern ich fand lauter gute Deutsche, die, wenn sie einmal Französisch sprechen wollten, eine so fürchterlich ernste und drängende Miene machten, daß ich glaubte, sie hätten was zum Brechen eingenommen.

Aber die Stadt Nürnberg hat mir sehr wohl gefallen, wie

überhaupt fast alle bayerischen Städte mir ein ganz besonderes Interesse eingeflößt haben, obwohl namentlich Nürnberg nicht mehr ein Schatten der ehemaligen freien Reichsstadt mit ihrem großartigen Binnenhandel ist. — Auf ihren Hans Sachs thun sich die Nürnberger sehr viel zu Gute, ich weiß nicht, ob alle bayerischen Städte sich auf ihre „Hänse" so viel einbilden.

Ich muß gestehen, daß die Reise nach dem Bade, obwohl ich auch oft der Gegenstand wohlthuender Aufmerksamkeit war, mich dennoch mit einer Vorahnung dessen erfüllte, was später in Wirklichkeit eintraf. Ich erkannte, wie regsam die gestürzte Partei, die mich nun einmal zur Zielscheibe ihres Hasses gemacht hatte, war, wie sie Alles daran setzte, die Mine zu graben und zur Explosion zu bringen, durch welche ich, wenn auch nicht in die Luft, doch aus Bayern hinausgesprengt werden sollte. Ich verhehlte dem Könige, als ich nach München zurückkam, keinesweges die Eindrücke, welche die mir so feindliche Stimmung des Volkes auf mich gemacht hatte, und der König wurde durch meine Darstellung sehr düster gestimmt. Ich that Nichts, seinen Zorn zu erregen, ich vermied es, auf irgend eine Persönlichkeit anzuspielen, — aber der Zorn Sr. Majestät richtete sich doch gegen gewisse Personen, und er verhehlte ihn nicht.

Lola, sagte der König traurig, diese Menschen stellen Ihnen nach, hassen Sie, ich weiß es, aber sie sollen sich nicht einbilden, daß ich Sie ihrem Hasse blosstellen werde. So lange ich in Bayern ein Wort mitzusprechen haben werde, so lange sollen Ihnen diese Menschen nicht beikommen.

Sire, versetzte ich, ich bin auch nicht besorgt; ich fürchte nichts, denn Sie sind König, und ich trage das Bewußtsein in mir, den Schutz aller Redlichen in Bayern verdient zu haben.

Lola, sagte der König in tiefer Bewegung und erfaßte

meine Hand, die Krone, die ein König trägt, — ja, sie ist viel werth, das Glück von Millionen hängt von dieser Krone ab, und es ist so göttlich, beglücken zu können, — — aber diese Krone, Lola, — diese königliche Krone gebe ich hin, wenn ich der Einzige von den Millionen meines Volkes sein soll, der nicht sagen kann: ich bin der Herr meiner selbst.

Sire, entgegnete ich, von der Bewegung des Königs mit fortgerissen, — Sie sind Herr in Ihrem Lande, Sie sind der Vater Ihres Volkes; wenn aber dieses Volk mich haßt, — dann will ich nicht zwischen Ihnen und Ihrem Volke sein, lassen Sie mich gehen, Sire, — lassen Sie mich von Neuem meinem Schicksal folgen, das mich zur Rastlosigkeit verdammt hat; lassen Sie mich gehen, ehe ich gehen muß, denn, Sire, es ist dieses nicht so bitter, als unter dem Geheul der Sturmglocke und beim Donner der Kanonen flüchten. Sie kennen mich, Sire, — ich habe keine Furcht und werde nicht gehen, — selbst dann nicht, wenn mir Dolche und Bayonnette drohen, ich würde nur gehen, wenn Sie es verlangten und Sie werden es verlangen, Sire, — darum entlassen Sie mich jetzt.

Sturmglocken und Kanonen, — sagte der König, — Lola, träumen Sie?

Sire, ich träume nicht, aber wir Frauen haben oft — —

Furcht, Lola, Furcht! —

Nein, nein, Sire, — Muth! mehr Muth, als Kräfte, mehr Muth sogar, als Ueberlegung; aber wir Frauen sehen oft das kommen, was die Weisesten überrascht.

Sie glauben also, Lola, daß die Februartage, daß der erste März sich wiederholen könnte? —

Sire, ich fürchte nichts, — so lange Sie Ihre Krone tragen.

Und diese Krone, Lola, — sitzt sie Ihnen nicht fest genug?

Sire, Ihr gesalbtes Haupt wird sie tragen, so lange Sie wollen.

Sie haben Recht, Lola, sagte der König mit tiefem Ernst und nicht ohne Vorbedeutung, so lange ich sie will. — —

Und nach einigen Minuten tiefen Schweigens, welches ich nicht unterbrechen wollte, setzte er hinzu:

Und Sie bleiben in München, Sie bleiben bei mir, — so lange ich es will.

Und Lola, setzte ich lächelnd hinzu.

Der König gab mir einen leichten Schlag auf den Mund und verließ mich sehr aufgeregt, doch weniger erzürnt.

Hundertzweiundsechszigstes Kapitel.

Die Diplomaten.

Worauf sie bauen. — Die Kinder. — Die Schulden. — Die Knute.

Der König bot Alles auf, um mich für die vielen Anfeindungen, welche ich erleiden mußte, zu entschädigen. Ich hatte einen schönen Palast und war wie eine Prinzessin ausgestattet. Mit der größten Liberalität sorgte der König dafür, daß meine Chatoulle stets angefüllt war, und ich mache kein Hehl daraus, daß ich verschwenderisch lebte. Ich glaube, das Land hatte sich deshalb nicht zu beklagen, denn ich verwendete einen großen Theil von dem, was mir durch Königliche Munifizenz zufloß, für die Armen und Leidenden dieses Landes, und ich habe sicherlich nicht so viel erhalten und begehrt, wie die stets gierigen Schmarotzer, welche um so unverschämter werden, je mehr sie erhalten, und welche den Thron umlagern, um schnell zur Hand zu sein, wenn von seinen goldenen Sprossen Etwas hernieder fällt. Ich erwähne dies, weil meine Feinde meine vermeintliche Verschwendung als das wirksamste Mittel der Agitation gegen mich gebrauchten. Wahrlich eine Atlas-Robe und ein Silber-Service konnte ein Land wie Bayern nicht mit

Schulden belasten. Thaten diese Leute nicht gerade so, als wenn ich am Marke des Landes saugte, hatte der König nicht so viel übrig, um eine Freundin zu unterhalten? Waren meine Launen so kostspielig, daß sie den Ruin des Landes nach sich ziehen mußten? — Erforderte ein kleiner Schoßhund, einige Bedienten und eine Equipage so viel Aufwand, daß die getreuen Stände sagen durften: Diese Frau, Sire, ist ein theures Kabinetstück, um dessen willen das Land an den Bettelstab kommt? Hat sie etwa darauf gedrungen, das Heer zu vermehren, um Bayonnette genug zu ihrem Schutze zu haben und gegen einen Aufruhr gerüstet zu sein? — Hat sie etwa den König zu überreden gesucht, daß die Münchener Nationalgarde überflüssig sei, und die Mittel, welche ihre Unterhaltung erfordere, besser für sie angewendet werden könnten?

Nichts von Allem.

Der König einer zweiten Macht in Europa, der König des dritten Thrones in Deutschland war zu arm, um einer Freundin einen Palast zu unterhalten, um einer Dame die Bedürfnisse ihres Standes oder ihrer Neigungen zu gewähren?

Und man klagte über Verschwendung!

Bedauernswürdiger König, dem sein Land so genaue Rechnung abverlangt, dem seine Unterthanen sagen:

Du vergeudest unsere Steuern, denn du verschenkst Häuser und giebst Pensionen.

So zahlt keine Steuern und habt keine Könige — ich möchte sehen, wie ihr dabei fahren werdet.

Schreibt doch denen, die euch regieren, vor, was sie mit ihrem ansehnlichen Einkommen machen sollen: — Alles hübsch in den Kasten legen und für einige Schmarotzer bereit halten, die weder Frauen, noch Geliebten haben, sondern nichts als Habsucht und Egoismus.

Fangt nur an zu knickern mit euren Herrschern; ihr Völker, wenn der Glanz eurer Throne erbleicht, — dann seid ihr arm.

Wir haben kein Geld für Maitressen, ruft ihr.

Gut, — gebt es für Nachtmützen, Jesuiten und Nationalgarden aus.

Das ist Freiheit! —

Und macht Revolutionen.

Das ist weise Ersparniß.

Da bildet ihr euch ein, ihr Deutschen, daß ihr euren größten Dichter, Schiller, verstanden habt. Giebt es einen Ladendiener bei euch, der seine Verse nicht kennt?

Wenn die Könige bauen, haben die Kerner zu thun.

So dichtet er; und ihr betet es nach.

Und doch so grimmig zu den Fenstern eines Palastes aufgeschaut, den euer König erbaut?

Nun, ihr habt ihn wieder.

Macht ein Monument eurer Einfalt daraus.

Oder, wartet noch ein wenig — die Lola Montez wohnt noch darin, und hat sie nicht versprochen, euch hineinzuführen, um euch ein wenig hören zu lassen, was sie spricht, und was der König spricht, und was die Diplomaten sprechen, welche sich darin versammeln, und was die guten Freunde, die großen Herren reden, welche die Lola Montez, die Gräfin v. Landsfeld, besuchen?

Nun so lauschet, das Monument bleibt euch.

Es beehrte mich da oft ein Diplomat, ein sehr kluger Mann, er vertrat in München einen deutschen Hof.

Wir sprachen einst von Frankreich, von Louis Philipp und der Möglichkeit einer Revolution.

Es mag in Frankreich hergehen, wie es wolle, und wenn alle Franzosen Jacobiner und Ohnehosen würden, sagte er, in Deutschland bleibt es ruhig.

Und worauf stützen Sie Ihre Hoffnung, mein Herr? fragte ich.

Auf unsere Kinder, sagte er lachend.

Ich sah ihn befremdet an.

Wir Deutsche, fügte er dann hinzu, sind zu gute und zärtliche Familienväter, um uns den Kartätschen auszusetzen.

Nun verstand ich ihn.

Ich fragte darauf einen englischen Diplomaten, ob er dieselbe Meinung von seinem Lande hege.

Ganz gewiß, versetzte er, — in England wird niemals eine Revolution sein.

Und worauf stützen Sie Ihre Hoffnung, mein Herr Diplomat?

Auf unsere Schulden! versetzte der Engländer.

In diesem Augenblick trat ein österreichischer Diplomat, der Herr v. R..., zu uns herein, und ich richtete dieselbe Frage an ihn.

In Oesterreich eine Revolution? sagte er, fast entrüstet über meine Frage, das gehört zu den Unmöglichkeiten, Frau Gräfin.

Nun, so sagen Sie mir doch auch, worauf Sie diese Hoffnung stützen?

Worauf? auf unseren Metternich!

Ach, das ist ein alter Mann.

Wir haben aber noch mehrere Metternich's, versetzte der Diplomat lächelnd.

Ein russischer Diplomat, welcher ebenfalls bei mir anwesend war, hatte an unserer Unterhaltung keinen Theil genommen, weil er mit dem Könige in einem, wie es schien, tiefen

Gespräche begriffen war, als er aber später zu uns herantrat, theilte ich ihm unsere „revolutionäre" Unterhaltung mit und war begierig auf seine Antwort nach einer ähnlichen Frage, mit welcher ich ihn nicht verschonte.

Ich will Ihnen das sagen, gnädige Frau, versetzte er, wir Russen verlassen uns weder auf unsere Kinder, die sich vielmehr auf uns verlassen müssen, noch auf unsere Schulden, welche wir nicht haben, noch auf unsere Metternich's, welche Systeme vertreten, die oft mit den Erfindern zu Grunde gehen, sondern auf ein ganz anderes Ding.

Und das wäre?

Die Knute! — — —

Einige Monate später nach dieser Unterhaltung war König Ludwig Philipp nicht mehr auf dem französischen Thron und dennoch am Leben, die deutschen Kinder machten selbst Revolution, indem sie, wie immer, sich nach ihren Nachbaren, den Franzosen, richteten, Metternich regierte nicht mehr Oesterreich, und es war kein anderer Metternich da, — aber zuverlässig blieben: — —

Die Schulden und die Knute.

Rußland und England hatten keine Revolution.

Und die Herren, welche die Revolutionen, und allerdings mit Recht, so sehr fürchteten, warum fürchten sie die Schulden? Warum beklagen sie sich, wenn der König eine Freundin hat, die dem Lande giebt, was sie dem Lande nimmt? —

Die Geschichte hat mich gerächt. — —

Hundertdreiundsechszigstes Kapitel.

Griechenland.

Athen. — Der Tempel des Theseus. — Quarantaine. — Das Lazareth. — König und Königin. — John Johnson. — Konstantinopel. — Rom. — Athen. — Konstantinopels Zukunft.

Einige Tage später machte mir der König das Vergnügen, mir einen höheren bayrischen Beamten vorzustellen, welcher im Auftrage seines Hofes, Egypten, die Türkei und Griechenland besucht hatte. Ich war besonders neugierig etwas von Griechenland und namentlich dem klassischen Athen, der Residenz des Sohnes Sr. Majestät zu erfahren, und der Beamte machte mir das Vergnügen, auf meinen Wunsch sofort einzugehen.

„Am 7. Juli 1845", so erzählte er, „verließ der „Leonidas", eine herrliche Dampffregatte von französischem Bau, aber mit englischer Maschine, den Hafen von Alexandrien. Auf dem Mittelländischen Meere findet man kein schöneres und schnelleres Schiff. Die Ueberfahrt von Alexandrien nach Syrien kostete nur 180 Fr., 6 Fr. zahlten wir für die tägliche Beköstigung. Es giebt keine Gewohnheit des eleganten, comfortablen Lebens, welche man auf diesen Dampfschiffen, welche die Französischen Ingenieure auf die merkwürdigste Weise vervollkomm-

net haben, entbehren müßte. Die Verbindung zwischen Malta, Alexandrien, Athen, Konstantinopel, Smyrna und Marseille ist durch die Französischen Packetboote ungemein erleichtert. Im Falle eines Krieges könnte Frankreich in kaum einem Tage eine Flotte vortrefflich ausgerüsteter und zum Dienst geeigneter Dampfschiffe zusammenziehen. Die Ausrüstung der Englischen gestattet nicht dieselben Vortheile, sie sind nur zum Transport der Briefe und Reisenden geeignet und ungemein langsam.

Ein sonniger Himmel, dessen Gluth durch einen leisen Windhauch gemildert wurde, lächelte auf das ruhige Meer hernieder. Am folgenden Tage, um sechs Uhr Morgens, hatten wir zu unserer Linken Amorgo und die kleine Insel Anapi, vor uns lagen die Cykladen. Wir fuhren zwischen Paros und Naxos hindurch, und um zwei Uhr Morgens warfen wir im Hafen von Syra Anker. Wir konnten das Schiff nicht verlassen, bis wir die Quarantaine bestanden hatten. Die Inseln des Aegäischen Meeres, welche im Alterthume so sehr berühmt waren, sind jetzt unfruchtbar und nackt, aber dennoch nähren sie auch heute eine fleißige, thätige und redliche Bevölkerung, deren Wohlstand die Dampfschiffahrt erhält. Naxos und Paros bringen etwas guten Wein hervor. Auf solche Weise aber ist das berühmte Delos gesunken, daß ein hier zur Quarantaine ausgesetzter Esel nichts zu fressen fand. Syra, dessen tiefer, hufeisenförmiger Hafen uns gegen die Nordwestwinde keinen Schutz gewährte, war vor der griechischen Revolution ein Seeräubernest. Da die Packetboote, welche den östlichen Theil des Mittelländischen Meeres befahren, hier einlaufen, so hat sich hier eine Stadt gebildet, welche an 18000 Einwohner zählt.

Konstantinopel sollte eigentlich zuerst unser Reiseziel sein, aber da die von Stambul kommenden Schiffe in den griechi-

schen Häfen einer ungemein strengen Quarantaine unterworfen sind, so beschlossen wir, um diese zu vermeiden, zuerst Griechenland zu besuchen. Wir machten also mit dem Leonidas die Fahrt nach Athen, wo wir aber das Schiff nicht verlassen durften und deßhalb wie in einem Gefängniß waren. Indeß war unser Capitän so gefällig, uns zu erlauben, in der Schaluppe mehrere Streifpartheieen um die Insel zu machen. Man kann sich nun keinen lebendigeren Anblick denken, als den kleinen Hafen, in welchem Englische, Russische, Amerikanische und Türkische Flaggen wehten. Drei Oesterreichische und drei Französische Dampfschiffe ragten mit ihren Schornsteinen aus diesem Mastenwalde empor. Wir fuhren um 10 Uhr Abends in Gesellschaft des „Mahmudie" ab, oder besser, dieser segelte eine halbe Stunde vor uns ab, um uns gleichsam zum Wettlaufe aufzufordern. Wir eilten ihm rasch nach, und unsere in Soho-Square verfertigten Maschinen spritzten den klassischen Schaum des Meeres auf, welchem Aphrodite entstiegen war. Ein solches Kirchthurmsrennen von den Cykladen nach dem Piräus hat wohl einiges Interesse, aber es ist doch an und für sich zu wenig poetisch und steht in solchem Widerspruche zu der ruhigen Schönheit des Himmels und zu den klassischen Erinnerungen, daß man sich dadurch eher zu sentimentalen Empfindungen, als zu Gefühlen der Bewunderung hingerissen fühlt. Ich wollte die ersten Strahlen der Sonne sich am Vorgebirge Surium brechen sehen, stand deshalb um 2 Uhr Morgens auf und sah wirklich das verschimmerte Bild des Tempels und Felsens. Um 4 Uhr begab ich mich wieder auf's Verdeck. Auf dem hellen Meeresspiegel kreuzten sich tausend kleine Barken, rechts tauchten die erhabenen Umrisse des Parthenon und der Akropolis auf, links Aegina mit seinem zerfallenen Tempel. Es war mir unmöglich, das Verdeck zu verlassen.

Ein ungemein belebtes Bild entfaltete sich vor unsern Augen, aber die enttäuschte Phantasie minderte das Vergnügen des Anblicks. Anstatt der Galeeren des Themistokles beleidigten moderne Schaluppen und Yachten den Blick des Reisenden, und der schneidende Ton der Bootspfeife erinnerte an Portsmouth und Calais, die in Italienischem Styl erbauten Häuser, die flachen Terrassen, die abendländisch aussehenden Straßen, überhaupt die unverkennbare Nachahmung macht den Enthusiasmus erkalten. Das schöne Englische Schiff „Asia" lag vor Anker, die Mannschaft sang das „**Rule Brittannia!**", wir wurden davon bewegt, aber die klassischen Bilder, welche unserer Phantasie bis jetzt vorgeschwebt, waren verschwunden. Selbst das Grab des Themistokles ist profanirt, an einem Pfahle prangt mit rothen Buchstaben der Name des Liqueurhändlers John Johnson. Der Amerikanische Reisende Stephens gerieth über diese Entweihung in solchen Zorn, daß er schnell seinen Platz verließ, um, wie er sagte, das wüthendste und verzweifeltste Mahl einzunehmen.

Die an unserem Maste wehende gelbe Flagge gab zu erkennen, daß wir die Quarantaine noch nicht bestanden hatten. Man hielt uns daher überall in gemessener Entfernung, und wir mußten uns auf die bloße Beobachtung beschränken. Ueber die modernen Gebäude ragte der Gipfel des Parthenon hinaus, und weiterhin der Hymettus und Pentelikon. Am Strande herrschte eine außerordentliche Bewegung. Die Kaufleute theilten sich an den Thüren der Kaffeehäuser die Tagesneuigkeiten mit, die Schiffer luden ihre Waare aus, und die Schildwachen in weißen Westen und blauen Röcken schritten auf und nieder. Die Schaluppen der Kriegsschiffe, welche mit regelmäßigem Ruderschlage die Wogen durchschnitten, vervollständigten dieses

durchaus moderne Bild und verwischten die letzte Erinnerung an das alte, klassische Griechenland vollständig.

So lange der „Leonidas“ auf der Rhede lag, hielten wir uns am Bord desselben auf. Am 19ten ging er nach Syra ab, und wir mußten unseren liebenswürdigen Gastfreunden Lebewohl sagen. Nun mußten wir uns nach dem neuen Lazareth, welches die Regierung hinter dem Zollhause hatte erbauen lassen, übersiedeln. Diese Lage entzieht aber den unglücklichen Gefangenen jede Aussicht auf den Hafen. An Luxus war natürlich nicht zu denken. Die kahlen Mauern, die dürftig möblirten, fast leeren Zimmer, die scheibenlosen Fenster, die von sehr unangenehmen Gästen eingenommenen Betten machten diesen traurigen Aufenthalt noch unleidlicher. Und dafür mußten wir täglich 18 Schillinge bezahlen. Der Preis der Nahrungsmittel, welche uns ein Restaurateur lieferte, war eben so übertrieben. Als ein Mittel gegen die uns quälende Langeweile gab uns der Direktor des Lazareths Italienische Uebersetzungen der „Corinne“ und des „dreißigjährigen Krieges“ von Schiller.

Unsere Hauptzerstreuung aber bestand darin, daß wir unsere Romaische Philologie auf Kosten der Schildwache übten, die nicht wußte, was sie auf unsere unverständlichen Fragen antworten sollte. Endlich nach fünftägigem Harren wurde die Thüre unseres Kerkers geöffnet, und wir in Freiheit gesetzt. Jetzt erhielt Alles eine ganz andere Gestalt: unsere Wächter, welche uns mit ihren langen Stangen in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten hatten, näherten sich uns nun vertraulich, der Direktor reichte uns die Hand und frühstückte mit uns, und die Schildwache sah uns mit einem zufriedenen Blicke nach, welcher auszusprechen schien: Glückliche Reise! Gott sei Dank, daß ich Euch los bin, nun hole Euch der Teufel!

Der erste Gegenstand, welcher nun unsere Aufmerksamkeit erregte, war ein — Omnibus. Die Ankündigung besagte: Der Omnibus geht vom Bazar im Piräus und von der Ecke der Hermes- und Aeolus-Straße ab. An beiden Orten macht er einen Halt von fünf Minuten, während des Haltens bläst der Conducteur in die Trompete. Preis des Platzes: eine Drachme. Von diesem Omnibus empört mietheten wir zwei Kaleschen, welche eine wahre Parodie auf alle Wagen waren. Kaum hatten wir die Ruine der Mauer des Themistokles bewundert, als wir vor einer ächten Schenke, wo Branntwein und gewürzte und gepfefferte Liqueure, wie sie die Griechen lieben, verkauft werden. Die Fruchtbarkeit der Ebenen um Athen ließ uns diese schmähliche Neuerung etwas vergessen, und wir zogen in die Stadt ein, ohne den Tempel des Theseus, bei welchem der Weg vorbeiführte, in Augenschein genommen zu haben.

Wir fanden die Gasthöfe alle überfüllt, endlich fanden wir in albergo reali in Casali ein sehr theures Unterkommen. Es ist überhaupt für einen Fremden sehr schwer, zumal, wenn er einen Bedienten bei sich hat, in Athen für weniger als eine Guinee täglich zu leben. Und, welche grausamen Nächte verlebt man in diesem theuren Gasthofe! Die einzigen Götter und Göttinnen, denen wir bei unserer Ankunft opferten, waren die Fliegen und andere Insekten, welche uns keinen Schlaf gestatteten. Während wir mit diesen furchtbaren Quälgeistern einen Kampf auf Tod und Leben führten, hörten wir im benachbarten Zimmer das Geräusch umgestürzter Möbel und Irische Flüche, was auf ähnliche Leiden, wie die unsern, schliessen ließ. Endlich ward es Morgen. Ich hatte das Romaische studirt, in der Hoffnung, mich den Neugriechen verständlich zu machen. Bald aber bemerkte ich zu meinem nicht geringen

Erstaunen, daß sie nicht gern ihre Muttersprache mit Fremden sprechen. Das Italienische ist in der ganzen Levante verbreitet. Die meisten Reisenden, welche aus London oder Dublin kommen, haben die Meinung, daß das Englische die einzige anständige und in der ganzen Welt verbreitete Sprache ist. Ihre Verwunderung ist wirklich belustigend, wenn sie laut reden, und der Commissionär oder der Aufwärter sie nicht versteht.

Es war endlich Zeit, Athens Ruinen zu besichtigen. Unser erster Besuch galt dem Theseus-Tempel, welcher in eine dem heiligen Georg geweihte Kirche umgewandelt ist, und in welcher noch eine Menge antiker Ueberreste sind. Es würde ein prächtiges Museum sein, wenn die Gegenstände, die es enthält, der Nation und der Zeit, an welche es erinnert, würdig wären. Die 34 Säulen von weißem Marmor, aus der Zeit des Miltiades, stehen noch aufrecht empor, obgleich die türkischen Bomben und Kugeln sie vielfach beschädigt haben. Dennoch werden sie sicherlich auch die neue Bedachung überdauern. Vom Theseus-Tempel begaben wir uns nach der Akropolis, welche eine der fruchtbarsten Ebenen um 150 Fuß überragt. Den Zugang zu der Festung erschweren die Trümmerhaufen, welche vor ihr liegen. Es ist schwer, ohne dem Verdacht der Ueberspannung sich auszusetzen, die Empfindungen zu schildern, welche diese verwahrten Reste so vieler untergegangenen Herrlichkeiten erwecken. Ich überschritt rasch die eingesunkenen Stufen der Propyläen und stand nun inmitten umgestürzter Säulenschäfte. Man muß es der Regierung zum Lobe nachsagen, daß sie nichts unterläßt, was zur Wiederherstellung dieser Ruinen dienen kann. Der Tempel der Victoria wird wieder aufgerichtet. Unglücklicherweise ist

das Burleske und Lächerliche hier mit den großartigsten Empfindungen und erhabensten Erinnerungen verbunden. Die Herren John und Thomas aus Dublin scheinen die Ueberzeugung gehabt zu haben, daß den Mauern der Akropolis noch etwas fehle, wenn ihr glorreicher Name nicht an denselben prange. Mit dieser herrlichen Inschrift haben sie alle Denkmäler in Athen verziert.

Diese Abweichung führte uns wieder auf die Gegenwart zurück. Als wir den Ilissus gänzlich versiegt sahen und in der Kalirrhoe kaum so viel Wasser fanden, daß wir unsere Finger hineintauchen konnten, konnten wir wohl nicht anders, als unserem klassischen Enthusiasmus Schweigen zu gebieten. Die Schatten der alten Zeit umschwebten uns. Als wir das Thor des Hadrian, das choragische Denkmal, welches gewöhnlich die Laterne des Diogenes heißt, den Tempel der Winde besichtigten, stand, trotz der tiefen Bewunderung, welche uns diese Ruinen einflößten, zugleich die neue Welt, d. h. das Elend und die Unordnung vor uns. Es giebt keine andere Stadt, welche in dieser Beziehung Athen den Preis streitig machen könnte. Ganze Straßen sind zerfallen, und Trümmerhaufen umgeben die türkischen Moscheen, die griechischen Kirchen und die alten Bazars. Die Regierung besitzt leider nicht die nöthigen Mittel, um diesen Schutt aufzuräumen. Hier und da erblickt man ein neues weißes Haus, welches das Bild der Verwüstung nur um so greller hervortreten läßt. Einige, wenn auch keinesweges elegante, doch wenigstens bequeme Villen erheben sich in dem östlichen Viertel der Stadt. Dort bewohnten der König und die Königin ein kleines Haus, als der herrliche Palast, der nach Klenze's Zeichnung erbaut worden ist, noch nicht vollendet war.

Athen hat 20,000 Einwohner, aber sie sind eben so arm, wie die Stadt. Man kann Sonntags Abends über sie Musterung halten, denn die heutigen Athenienser, welche eitel und neugierig sind, versäumen keine Gelegenheit, zu sehen und gesehen zu werden. Ich unterließ nicht, mich nach der Mode-Promenade, welche an der Stelle der alten Akademie liegt, zu begeben. Hier sah ich den König und die Königin, welchen vorgestellt zu werden ich bald darauf die Ehre hatte, vorbeireiten. Der König war in Griechischem Kostüm, die Königin trug ein Amazonenkleid. Sie wird von allen Parteien geliebt und gilt für eben so gebildet, als wohlthätig. Ein allerliebstes Mädchen, an welchem die Blicke der Vorübergehenden mit besonderer Theilnahme hafteten, begleitete Ihre Majestäten. Es war die Tochter von Marcos Bozzaris.

Des Aufenthalts in der einst so glorreichen, jetzt so gesunkenen Stadt überdrüssig, besuchten wir die Marmorbrüche des Pentelikon und durchwanderten in Begleitung zweier Bedienten, von denen einer Lord Byron gedient zu haben vorgab, den Isthmus von Korinth. Unter den griechischen Bedienten giebt es nur wenige, die nicht Byron gedient haben wollen; es ist für sie ein Mittel, den Preis für sich zu steigern. Soll ich von den Empfindungen sprechen, welche die große Vergangenheit dieses Landes in meiner Brust hervorrief? Ich beschäftigte mich mit dem modernen Griechenland und nicht mit dem alten, und über den zwei oder drei verfallenen Häusern, welche das heutige Korinto bilden, vergaß ich das schöne Korinth mit seinen goldenen und marmornen Palästen."

So erzählte der interessante Mann, aber ich war weit entfernt, von dieser Mittheilung befriedigt zu sein; ich bestürmte ihn mit so vielen Fragen, daß er mir am Ende sagte:

Frau Gräfin, aus Ihren Fragen geht hervor, daß sie vom alten Griechenland mehr wissen, als ich. — Sie haben das moderne Athen nicht gesehen und dennoch wissen Sie, wie ich höre, recht gut, wie es aussieht. Ihre Phantasie ist in der That erstaunenswerth.

Es ist nicht die Phantasie, versetzte ich, welche mir das erzählt hat, sondern Se. Majestät waren so gnädig, mir Vieles von dem Lande mitzutheilen, dessen Thron sein erhabener Sohn einnimmt, und zu dessen Befreiung der König einst mit so großer Begeisterung mitgewirkt hat. O, wie sehne ich mich darnach, dieses Athen zu sehen, von wo aus ganz Europa seine Bildung erhalten, die Stadt, welche fast so viele große Männer, wie Bürger zeugte.

Frau Gräfin, sagte mein Gast, ist es nicht genug, diesen Wunsch laut werden zu lassen, um seiner Erfüllung gewiß zu sein?

Nun, in diesem Jahre nicht mehr, versetzte ich, aber im nächsten Jahre hoffe ich sowohl die Türkei, als Griechenland zu sehen, es zieht mich mit tausend Banden nach diesen Ländern hin.

Ich glaube nicht, daß Sie aus beiden befriedigt zurückkehren werden, sagte der Herr v. J. Diejenigen, welche Konstantinopel und Athen etwa mit Rom vergleichen, irren sich sehr. Rom ist trotz der christlichen Bildung, welche die römische verdrängt, trotz der Barbarei, welche hier eine lange Zeit nach Verfall der mächtigen Weltstadt gehaust, doch immer die alte ewige Roma geblieben. Die Jahrhunderte haben nicht vermocht, hier den Stempel ehemaliger Größe und Herrlichkeit zu verwischen; das neue Rom steht neben und über dem alten, aber auf jedem Tritte guckt dieses alte, klassische Rom, wenn

auch nur wie ein Riesengespenst, aus seinen Trümmern hervor, und es weht noch ein Geist in diesem Rom, welcher Ehrfurcht gebietend die entweihende Hand von diesen Trümmern des Alterthums zurückhält. Und endlich hat sich die Größe der päpstlichen Zeit mit der Größe des antiken Roms vermischt, eine erhabene Zeit reichte der andern die Hand, und sie schützten sich gegenseitig. Trotz so unendlich vieler Widersprüche beider Zeitalter fanden sie doch eben so viele Anknüpfungspunkte, und durch dieses Alles bleibt der Eindruck, welchen Rom auf den sinnig Betrachtenden macht, stets von überwältigender Kraft. Anders aber verhält es sich mit Athen: das Band der Vergangenheit mit der Gegenwart scheint hier völlig gelöst, Athen interessirt fast mehr durch das, was es jetzt nicht ist, als durch das, was es einst gewesen. Diese Behauptung mag paradox klingen, aber sie ist demungeachtet wahr.

Mit Konstantinopel verhält es sich zwar ein wenig anders, aber auch hier vergißt man ganz, daß man sich in einer Residenz des ehemals römischen und griechischen Kaiserthums befindet. Drei Jahrhunderte der türkischen Herrschaft haben vollkommen ausgereicht, hier alle Spuren des klassischen Alterthums und des so bewegten Mittelalters fast gänzlich zu verwischen. Man denkt hier nicht an Constantin, man denkt hier nicht an die vielen Concilien, welche von hier aus angeregt und hier abgehalten wurden, man denkt hier nicht an Justinian und seinen großen Belisar, man denkt hier an Niemand anders, — als an den Propheten, an Mohamed, als hätte hier von Anbeginn der Welt nur der Koran geherrscht, — und allenfalls noch an — Rußland.

An Rußland? fragte ich erstaunt.

Ja gewiß, ich wenigstens habe recht oft an diese Macht gedacht.

Ich verstehe Sie nun, versetzte ich, und Sie haben Recht. Ich bin der Meinung und habe es schon öfter ausgesprochen, daß diese Türken ein Anachronismus in Europa sind, und der Gedanke, welcher den phantastischen und doch so geistreichen Potemkin sein ganzes Leben beschäftigt, und mit welchem er seine Kaiserin inficirt hat, ist ein durchaus geschichtlicher, d. h. nothwendiger, den auszuführen die Zeit oder die Geschichte nicht ermangeln wird. Die Türken müssen aus Europa — oder sie müssen Christen werden, d. h. christliche Cultur annehmen. Und wenn kein anderer Staat den Muth hat, als ein erobernder aufzutreten, wenn sich nicht etwa England und Frankreich verbinden, diesen Staat im Interesse der Humanität für sich in Besitz zu nehmen, oder wenn es Oesterreich nicht wagt: — wer wird sonst noch den Muth haben, als dieses Rußland, dessen Riesenkraft sich von Tage zu Tage steigert, welches stark sein wird, wenn alle übrigen Staaten und die Nachbarstaaten zumal abgeschwächt sein werden?

Als ich damals diese Worte sprach, waren die Verhältnisse noch um Vieles anders, als heute, einige wenige Jahre später.

Ist aber nicht Rußland in diesen wenigen Jahren seinem Ziele, welches es seit Katharina unverrückt im Auge behalten hat, um ein Jahrhundert näher gerückt?

Wie steht es heute mit Oesterreich? Wie mit Frankreich?

Die Kraft zweier Hauptmächte, zwei der gewaltigsten Rivalen, ist gebrochen.

Die dritte Großmacht, Preußen, ist nicht angethan, Rußland in seinen politischen Bestrebungen zu hindern.

Und was vermag England, wenn Rußland erst seinen Fuß auf den Nacken von Stambul gesetzt?

Es bleibt sich übrigens am Ende auch gleich, ob Rußland oder eine andere Macht.

Die Geschichte wird, bis die Türkei aufgehört hat, in Europa zu sein, nicht aufhören, ihr „ceterum censeo“ zu rufen.

Wird es vielleicht zehn Jahre später in Erfüllung gegangen sein?

Zehn Jahre sind wenig, aber reist die Geschichte nicht wie die Menschen auf Eisenbahnen?

Hundertvierundsechszigstes Kapitel.

1848. — Neujahr.

Höflinge und Wünsche.

Wenn ich mich daran erinnere, welche Gefühle mich am ersten Neujahrstage 1848 erregten, dann ist mir zu Muthe, als träte ich aus einem hellerleuchteten, mit geputzten und fröhlichen Menschen angefüllten Ballsaal heraus in ein Sargmagazin.

Welche Glückwünsche gebar mein eigenes Herz für mich, und mit welchen kam man mir entgegen?

Es war ein Glück, daß ich nicht Eitelkeit genug besaß, mir aus einem Fächer einen Scepter zu schnitzeln.

Oder ein Diadem aus einem Strumpfbande.

Oder einen Thron aus einem Putztische.

Wollte man nicht die ganze Welt zu meinen Füßen legen?

Konnte ich nicht gebieten über die Isar und den Mississippi, über Rom, über Jerusalem, über Alles, was ich wollte?

Diese feilen Höflinge, welche katzenbuckelnd vor mir standen, und deren Augen leuchteten, wenn ich ein paar Worte an sie richtete.

Ach, wären eure Redensarten nur nicht so fade, so absurd gewesen, ich hätte doch wenigstens einen Bogen damit füllen können, aber sie sind wahrlich weder Feder noch Dinte werth.

Und warum die Leser belästigen mit solchem Gewäsch? —

Hättet ihr insgesammt nur Ein vernünftiges Wort gesprochen, ich würde es als Curiosität hier niederschreiben, aber wozu soll ich eure Thorheit verewigen? —

Und ihr, ihr wundertet euch noch, als der Monat Februar und der März kam? —

O, ihr wißt euch zu helfen.

In dummen Dingen, oder in schlimmen Dingen seid ihr verteufelt klug.

Warum hat Sr. Majestät eine Tänzerin, ein so schlechtes, verrufenes, kokettes, freches, nichtswürdiges und Gott weiß, was noch für ein Weib zur bayerischen Gräfin gemacht?

Und dann soll die Welt nicht in Flammen gerathen!

Dann soll das Volk nicht aufstehen, und die Simsonsfäuste an die Säulen des Thrones legen!

Eine Tänzerin Gräfin, Königs-Freundin, Maitresse, und dennoch soll Ruhe und Ordnung im Lande herrschen, und die Majestät unangetastet bleiben! —

Adieu, Gräfin von Landsfeld! —

Adieu, Tänzerin! —

Packen Sie sich, — und es ist Alles wieder in Ordnung! —

Bis dahin werden wir uns wohlweislich verkriechen, — die Tänzerin mag für uns mit büßen.

Nun ihr seid Höflinge, — ihr müßt es besser als ich verstehen, wahrscheinlich gehört diese Handlungsweise — zu euerem Berufe.

Es ist nur gut, daß ich an jenem Neujahrstage 1848 recht herzlich über euch gelacht habe.

Ihr habt mich so wenig wie den König getäuscht.

Aber der Monarch meinte:

So lange Könige sein werden, werden sie von Schmarotzern umringt sein.

Je erhabener der Baum, je gemeiner die Schlingpflanze.

Ich bin überzeugt, ein Tagelöhner hat bessere, treuere, aufrichtigere Freunde, als ein König.

Und diese Leute sind so frech zu sagen:

Wir sind die Stütze des Thrones.

Ja, bis er wankt! —

Wäret ihr mehr Männer und weniger Höflinge, dann —

Doch wozu euch ein Wort in's Antlitz schleudern, das euch erbleichen machen würde? —

Ihr habt genug Angst, daß die Zeiten für immer hin sein möchten, wo es genügte, zu plaudern statt zu handeln; zu schmeicheln statt zu lieben; zu fordern statt zu helfen; sich zu opfern statt sich zu sonnen.

Wahrlich es sind große Verbrechen, die ich begangen habe, und die nothwendig eine Revolution provociren mußten.

Es ist nur Schade, daß ihr im Januar 1848 von dem Allem nichts wußtet und so unendlich viel Zartgefühl für mich an den Tag legtet.

Gott lohne es euch.

Aber dieser Tag, dieser erste Tag des Jahres 1848 wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Ach, wenn ich doch gleich Worte finden könnte für die erhabenen Empfindungen, mit welchen der König dieses neue Jahr seines Regentenlebens begrüßte.

Lola, sagte er, ein neues Jahr — eine neue Schuld.

Sire, mit Ihren Schulden wird das Land zufrieden sein.

Aber nicht der König.

Und warum nicht, Sire?

Lola, ein König kann niemals ein Hunderttheil von dem Guten stiften, was er auszuführen sich und seinem Volke angelobt.

Sire, ein König ist kein Gott.

Nein, nicht einmal ein Gott, versetzte der Monarch.

Nicht einmal, Sire? —

Glauben Sie denn, Lola, daß die Gottheit selbst, wenn sie auf Erden leben würde, inmitten des Getümmels der menschlichen Leidenschaften, inmitten der Ansprüche, Forderungen und Widersprüche des irdischen Strebens, daß dann die Gottheit die erhabene Gerechtigkeit und Weisheit bleiben könnte, welche sie jetzt ist, das Weltall beherrschend ohne Rücksicht und Rückblick, unbekümmert um das, was geschieht und geschehen könnte?

Sire, versetzte ich, ein König bleibt überall ein König, und die Gottheit wird immer die Gottheit bleiben.

Wir gingen hierauf zu heiteren Gesprächen über und verbrachten einmal wieder eine recht glückliche, heitere Stunde.

Der König war ganz Dichter, ganz Schöngeist, alle Wolken der Regierungssorgen waren von seinem Antlitze verschwunden.

Mögt ihr absurden Höflinge immerhin hinter dem Rücken des Königs ein krauses Gesicht gemacht und die Jahre des Königs gegen die meinen abgezählt haben!

Ihr werdet euch erinnern, ihr beiden Herren von dreißig Jahren, welche ich einmal dabei überraschte, als ihr euch sagtet:

Er ist schon sechszig Jahre, und diese feurige Spanierin! —

Meine Herren, sagte ich Euch, wie rechnen Sie! — Diese feurige Spanierin wird während ihres ganzen Lebens jugendliche Greise alten Jünglingen vorziehen.

Ja, — wie sie sich da in die Lippen bissen! —

Es ist euch schon Recht geschehen; wollt ihr Glossen über eure Könige machen, so seht euch besser vor.

Prosit Neujahr, — ihr Hofschranzen, ihr Heuchler, ihr Schmeichler, Prosit Neujahr 1852, hütet euch! —

Seht euch vor, daß ihr bestehen bleibet.

Daß ihr euch nicht verkriechet vor dem rothen Gespenste!

Es ist am Ende nichts, als ein — Weib.

Hundertfünfundsechszigstes Kapitel.

Der Aufruhr.

Der Neid und die Jesuiten. — Die Allemannia. — Graf Hirschberg. Das Lola=Ministerium. — Die Lolamontanen.

Ich eile nun mit schnellen Schritten der Unglückszeit zu, welche für ganz Europa eine Zeit der Trauer und des Elends war. Nicht lange mehr, und das Sturmgeheul des Aufruhrs durchzog Frankreich, Deutschland und Italien, und in dem Lande, welches als das loyalste der Welt gilt, in Deutschland, wurde der Anfang gemacht.

Ich habe schon gesagt, daß ich einen Feind in Bayern hatte, welchen die Menschen, sie mögen nun gut oder böse sein, stets haben und haben werden, die vom Glücke begünstigt sind, den Neid.

Der Neid und die Jesuiten, das waren meine Feinde, welche unablässig beschäftigt waren, mich von der Seite des Monarchen zu bannen.

Alles was in Bayern von oben herab geschah, wurde von diesen beiden Verbündeten verdammt, und wenn sie es verdammt hatten, dann brachten sie es auf meine Rechnung.

Wenn neue Minister ernannt wurden, dann hieß es, die alten seien durch mich gestürzt, und die neuen meine Freunde.

Dann war es ein Lola-Ministerium.

Die Minister, welche regierten, taugten niemals was, wenn sie aber beseitigt waren, dann hießen sie plötzlich brave Männer, und die neuen taugten wiederum nichts, bis auch diese wieder Nachfolger erhielten.

Das ist eine alte Geschichte.

Man ist mit den Ministern stets eben so wenig zufrieden, wie mit den Regenten. Die Vorfahren waren stets besser, und die Nachfolger werden stets besser sein, — und wer herrscht, ist so unglücklich, es den Leuten nie recht machen zu können.

Der König entließ seine Minister, weil sie ihm nicht mehr die gehörige Energie zu zeigen schienen, — und er ernannte Minister, von denen er mehr und Besseres hoffte, und unter diesen Ministern war zufällig einer meiner Freunde, welcher dem König ebenfalls zusagte, — und flugs war man dabei, die Stirne zu runzeln und die Achsel zu zucken, und allerlei empörende Gerüchte unter das Volk zu verbreiten.

Einige hochgestellte Studirende an der Universität waren so unglücklich, mir zu gefallen und mich öfters zu besuchen, und augenblicklich wurde die ganze Universität aufgehetzt, sich gegen diese Studirenden feindlich zu zeigen.

Der König war weit entfernt, diese kleinlichen Demonstrationen zu beachten, und ich lachte darüber, als aber die Sache ernstlich wurde, dachte der König daran, die studirende Jugend dem Ultramontanismus, dem Jesuitismus zu entziehen und die Universität zu verlegen oder wenigstens für einige Zeit zu schließen.

Das waren entsetzliche Verbrechen, welche das ganze Bürgerthum in Harnisch jagten.

Und ich war Urheberin dieser Verbrechen gegen die Majestät des — Pöbels.

Ich will die Ereignisse, welche jetzt eintraten, nicht mit meiner Feder, ich will sie mit der Feder feindlicher Journalisten, feindlicher Autoren schildern.

Ich thue immer am Besten daran, meine Gegner selbst reden zu lassen, sie mit ihren eigenen Worten zu schlagen.

Was diese Leute an mir tadeln, — das gereicht mir zum Lobe.

Aus dem, was sie von mir schreiben, geht hervor, wie verlegen die Leute um Vorwände waren, mich aus meiner begünstigten Stellung zu verdrängen.

Der Leser mag selbst beurtheilen, wie absurd diese Vorwürfe waren.

Aber ist man je um solche verlegen, wenn man ein Volk gegen die Regierung aufhetzen will? ....

„Der Landtag sollte, wie gesagt, nach dem Willen des Königs bloß ein Anlehen für den Weiterbau der Eisenbahnen bewilligen und dann, wie er gekommen, mit leeren Taschen zu den Steuerpflichtigen nach Hause gehen. Nun besprachen aber die Stände Dieses und Jenes von wichtigen Landesangelegenheiten, sie berührten die Ereignisse der letzten Monate, und manche Mitglieder thaten dies in herben, schonungslosen Worten. Man schonte überdies sichtbarlich, von Seiten der Mehrheit der Stände, die Herren Minister, welche man persönlich als wackere Männer achtete, und zielte auf die neue Gräfin und ihren Anhang, und sogar auf den alten, verblendeten Mann, dem ein Weib mehr galt, als die Ehre seiner Familie, als die Sicherheit seiner Krone, als die Ruhe und Wohlfahrt seines Volkes. Ludwig war wüthend über seine Minister, die ihn nicht zu decken vermochten: sie erhielten am 30. Nov. 1847,

zum Theil in sehr auffallend schimpflicher Weise, ihre Entlassung, und der Gräfin Landsfeld beliebte ein Ministerium Berks-Wallerstein. Berks hatte seine Laufbahn als Docent der Geschichte an der Universität zu Würzburg begonnen; er wurde in dem Anfange der dreißiger Jahre zur Belohnung geheimer Spionirdienste nach München versetzt, wo ihn der damalige Minister Wallerstein zum Ministerialrathe beförderte. Er blieb auch die rechte Hand des Fürsten bis zu dessen Sturze. Abel versetzte den Freund seines Vorgängers und gab ihm die Stelle eines Directors bei der Regierung von Niederbayern. Der Herr Director verlebte die Sommer- und Herbstmonate (1847) in München, wo er sich die hochvermögende Gönnerschaft der Gräfin zu erwerben wußte. Berks wurde zum Staatsrath erhoben und zeigte sich seiner Gönnerin in hohem Grade gehorsam und dankbar; er reiste sogar eigens nach Würzburg, um sie zu bewachen und nach München zurückzubegleiten. Lola arbeitete nun darauf hin, ein Ministerium nach ihrer Weise zusammenzusetzen, wo ihr treuer Diener eine der ersten Stellen einnehmen sollte. Dies ist ihr auch vollkommen gelungen. Das Ministerium vom 1. Dec. konnte mit vollem Rechte das Lola-Ministerium genannt werden.

Gräfin Landsfeld begnügte sich aber nicht mit einer verborgenen Herrschaft; sie wollte im Gegentheit ihr unbedingtes Machtgebot vor aller Welt offen an den Tag legen. Sie besuchte deshalb täglich ihren gehorsamen Knecht im Ministerium des Innern, Herrn Berks, in seinen Arbeitszimmern und verweilte daselbst nicht selten mehrere Stunden. Neben der Herrsch- und Lärmsucht ist Lust und Freude das Element dieses geistreichen, wunderlichen Wesens. Die Frau Gräfin, welche aller Bemühungen ungeachtet bei ihren neuen Standesgenossen keinen Zutritt erhalten konnte, umgab sich nun

mit einer Anzahl hübscher junger Leute, vorzüglich Studenten, und kein Tag ging dahin ohne kostbare Gelage. Es schien das Geld aus einer unerschöpflichen Quelle zu fließen. Die Studenten und andere Gesellen ihres Kreises waren zum Theil nicht vom besten Leumund, zum Theil auch arme Leute, welche die reichliche Unterstützung, Speise in Fülle und lieblicher Trank anlockten. Den Studenten, ihren Genossen, verschaffte nun aber die gebietende Herrin die Erlaubniß, eine eigene Landsmannschaft unter der Benennung Allemannia zu gründen, was bei den bereits bestehenden Landsmannschaften, die sich als besonderrechtliche Genossenschaften betrachteten, eine große Erbitterung hervorrief. Die Allemannia mußte, so wollte es der allerhöchste Wille, anerkannt werden. Es war dieß aber bloß äußerlich; kein Student pflog den mindesten Umgang mit den verhaßten Genossen der königlichen Freundin, und jede Satisfaction ward ihnen verweigert. Dies führte zu unaufhörlichen Reibungen, welche bald in gemeine Beschimpfungen und Thätlichkeiten ausarteten. Ein Commers der Allemannia, welchem kein einziger Professor, wohl aber Minister Berks beiwohnte und mit einer Rede verherrlichte, und das Leichenbegängniß des alten Görres (dieses Haupt der Münchener Ultramontanen starb am 29. Januar 1848) hatten endlich einen förmlichen Kriegszustand zwischen beiden Parteien hervorgerufen. Die Ultramontanen benutzten nämlich den Leichenzug ihres Meisters zu einer förmlichen Demonstration gegen die Lolamontanen, wie die Anhänger der Lola Montez nicht unwitzig genannt wurden. Aus demselben Grunde schlossen sich ihm auch viele junge Männer an, die keineswegs zur Partei der „Schwarzen" gehörten. Die Gräfin hatte dies sehr mißliebig bemerkt und ihre Allemannen zu allerlei Rachegelüsten auf-

gestachelt. Die anderen Studenten wollten nun die Allemannen, deren nur 15—18 waren, nicht mehr in den Vorlesungen dulden. Man verfolgte sie sogar in den Straßen; es entstanden Gassenaufläufe, die allerlei Unfug und selbst Verwundungen zur Folge hatten. Ein Graf Hirschberg, Senior der Allemannen, stieß mit einem Dolche um sich und beurkundete damit, daß er nicht umsonst zu den Füßen der Spanierin gesessen hatte. König Ludwig, welchem alle diese Vorfälle durch die Gräfin und ihren Minister von der schwärzesten Seite als Meuterei gegen seinen allmächtigen Willen dargestellt wurden, beschloß jetzt mit einem Male, mit Einem Schlage alle seine Feinde, die Professoren und Studenten, den Adel, die Bürger und das ganze widerstrebende Land zu züchtigen. Die Universität wurde am 9. Februar 1848 durch einen königlichen Befehl, den Fürst Wallerstein als Minister des Cultus und der Studien gegenzeichnete, bis zum Wintersemester geschlossen; es hieß sogar, die hohe Schule würde in der Zwischenzeit nach Landshut zurückverlegt werden. „Ich werde die Universität schließen lassen,“ hatte sich Gräfin Landsfeld schon einige Tage vorher in ihrem Abendkreise geäußert, „ich mag sie überhaupt nicht hier haben; sie muß nach einem anderen Orte verlegt werden.“

Jetzt erhob sich mitten in der Bewegung eine neue Macht, an die man seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gedacht hatte. Die Bürger und das Volk zu München standen zusammen wie ein Mann, um der schmachvollen spanischen Willkühr entgegenzutreten. Die fremden Studenten, welche die Stadt alsbald verlassen sollten, schuldeten dem Bürger und Hintersassen manchen Pfennig, der, wenn die jungen Leute fortgingen, unrettbar verloren schien; überdieß war der ganze Bestand der Universität, von der sich so viele ernähren, in Frage gestellt.

Der liebe Vortheil, das klingende Interesse hatte diese seit Langem abgestorbene Körperschaft zu neuem Leben aufgestachelt. Muth, Ehre und Hochherzigkeit schossen üppig hervor aus dem breiten Krämergrunde. „Ihr müßt hier bleiben,“ erklärten Bürger und Insassen den Studenten; „wir werden, wir wollen euch schützen; die Vorlesungen müssen wieder beginnen, und Alles muß im gewohnten Geleise fortgehen.“ Die Regierung des Königs hatte seit längerer Zeit, was keinem aufmerksamen Beobachter entgehen konnte, naturgemäß in den verschiedensten Klassen des bayrischen Volkes eine dumpfe Unzufriedenheit und Gährung hervorgerufen. Das Wort Recht durfte Niemand gebrauchen; Gnade sollte Alles sein, und in der That war auch Alles Gnade, Gnade des Königs. Die Anhänglichkeit an die allerhöchste Person galt, wie die Anstellungs- und Beförderungsdecrete im Regierungsblatt ausdrücklich lehren, als höchstes Verdienst des Staatsbürgers. Ja, dieses Wort Staatsbürger selbst wurde, wo nur immer möglich, ausgestrichen und durch das Wort Unterthan ersetzt. Es gab keine Staatsdiener, keine Staatsminister mehr, sondern königliche Diener, königliche Minister. Nur die Staatsschulden sind geblieben. Alle Verordnungen, die wichtigsten Erlasse schlossen ein Mal wie alle Mal mit dem banalen Satze: So lange wir nicht anders befehlen. Die Münchner „Gelehrten Anzeigen,“ von dem größten Obscuranten in Europa, dem Präsidenten Roth redigirt, sprachen bereits vom Landesherrn im guten mittelalterlichen Sinne des Worts. Die Verschwendungen des Königs an Bauwerke, die keine Kunstwerke sind, an Maitressen und todte Sammlungen standen in grellem Widerspruche mit der widerlichen Knickerei bei allen Gegenständen, die sich auf das Gemeinwohl, auf die Civil- und Militärbeamten, die sich mit einem Worte auf das wirkliche Leben be-

zogen. Viele Stellen wurden bald gar nicht besetzt, bald blieben sie lange Zeit unbesetzt und wurden einem Anderen ohne alle Entschädigung aufgebürdet. Die hierdurch bezweckten Ersparnisse sind, wie so viele andere Summen, spurlos verschwunden oder gingen zur Beförderung unhaltbarer, dynastischer Interessen nach Griechenland.

Die Noth der niedern Gewerbe, die zum Theil in der Zeit liegt und in Altbayern zum Theil auch durch den Zollverein hervorgerufen wurde, nahm und nimmt im Lande zu in Schrekken erregendem Grade. Die industrielosen, an viele Feiertage und Wohlleben gewöhnten Bayern können mit den vorgeschrittenen Bewohnern anderer Gaue nicht wetteifern. Ueberdies haben die letzten theuren Jahre die wenigen Sparpfennige der niedern Klassen aus den frühern besseren Zeiten vollkommen aufgezehrt. Gar mancherlei, nur zum Theil begründete, zum Theil ganz erfundene Sagen haben Bürger und Studenten in beständiger Aufregung erhalten.

Schon früh am Morgen des 11. Februar versammelte man sich von neuem auf dem Rathhause, und es war ein neuer Bürgerzug zur Residenz beschlossen. Die Universität, hieß es, müsse alsbald wieder geöffnet und die Gräfin v. Landsfeld, als die Quelle aller Zwietracht, alles Unheils, von München abgeleitet und aus ganz Bayern entfernt werden. Schon jetzt fielen, bereits vierzehn Tage vor dem Sturze der Orleans, harte, drohende Worte in dem Rathhaussaale, namentlich von Seiten der kleineren Bürger, der Krämer und Käshändler. So dürfe es, sagte man, nicht mehr fortgehen; der König verschwende den Schweiß des armen Landes an Maitressen und ihren Anhang; der Schmuck der Lola, mit dem sie neulich im Theater erschienen, sei von Kennern auf 60000 Gulden geschätzt worden; ihr Haus in der Barrerstraße sei wie eine Feenwohnung

eingerichtet, nach ihren Wünschen müssen Minister, Staatsräthe und das ganze Land sich fügen; Gensdarmerie und Militär scheinen bloß deßhalb da zu sein, um die Tänzerin zu beschützen; ihretwegen seien die besten katholischen Professoren von der Universität entfernt worden, für's Volk geschehe gar nichts."

So weit geht diese erbauliche Darstellung.

Aber sie fügt noch einiges hinzu.

Sie spricht von der Angst des Königs.

Der König habe nachgegeben aus Furcht.

Es ist wohl möglich, daß der König von Leuten umgeben war, welche sich Stützen des Thrones nannten und so sehr den Kopf verloren, daß sie sicherlich schon längst verloren waren, ehe der König die geringste Unruhe zeigte.

Das sind traurige Dummheiten, welche hier in einem Athemzuge wiederholt werden.

Der Staatsbürger ist in einen Unterthan verwandelt.

Die Staatsdiener sind Königliche Diener.

Aber die Staatsschulden, nun, warum habt ihr die nicht auch zu Königliche Schulden, zu Maitressen-Schulden gemacht?

Nein, die Staatsschulden, sagt ihr, sind geblieben.

Eine hübsche Consequenz im Raisonniren! —

Viele Stellen, heißt es, wurden gar nicht besetzt. — Wahrscheinlich konnte der König keine passende Subjecte finden. Es mögen sich genug Leute gemeldet haben, das glaube ich wohl.

Wer von den Schreiern, den unerbittlichen Tadlern, den strengen Kritikern der Handlungen der Könige ist nicht gleich bei der Hand, wenn es gilt unter diesen schlechten, verschwenderischen Königen ein Aemtchen zu erhaschen? —

Nicht wahr, ein Aemtchen bringt Käppchen, sagt der Deutsche.

Je mehr Besoldung, desto besser.

Gute Besoldung an schlechte Beamte — das ist ja durchaus keine Verschwendung.

Nun denn, so will ich annehmen, daß der König keine schlechte Beamte finden konnte.

Wie ihr wollt, es handelt sich nur um neuen Beifall, ihr Historiographen, die ihr so ritterlich gegen eine Gräfin zu fechten versteht.

Weiter heißt es, es sei so viel Geld nach Griechenland gegangen.

Humane Seelen!

Als sich der König des armen griechischen Volkes annahm, wie jubelten sie da, die edlen Bayern!

Aber Geld nach Griechenland schicken!

Pfui Geld! —

Wer mag denn für die Freiheit eines andern Volkes Geld ausgeben! —

Lieber für Bayrisch Bier.

Ist das nicht genug Veranlassung, eine Revolution erster Klasse zu machen?

Also immer frisch darauf.

Wir haben es mit einem Weibe zu thun, und im allerschlimmsten Fall, was kann uns das Bischen Pulver und Blei thun?

Trifft mich nicht, trifft dich nicht, trifft irgend einen dummen Teufel von Bauer, welcher seinen Kohl zu Markte bringt.

Also nur darauf los.

Bursche heraus!

Studenten und Volk im besten Einverständnisse, dann muß Alles möglich werden.

Doch schreibt Eure Geschichte wieder selbst, es ist genug, wenn ich sie commentire.

Hundertsechsundsechzigstes Kapitel.

Allgemeine Studenten- und Volksbewegung in München am 8., 9., 10., 11. und 12. Febr. 1848.

Dießmal schien es nicht so leicht zu sein, das aufgebrachte Volk durch Waffengewalt und Verkündigung des Tumultgesetzes zu besänftigen und den Aufruhr niederzuschlagen.

Schon seit einiger Zeit hatte sich nämlich an der Münchener Universität eine Verbindung, Allemannia genannt, gebildet. Die Theilnehmer an derselben — so ging die allgemeine Sage — im Munde der Studenten und des Volkes „Lolianer“ genannt, wurden von der Gräfin Landsfeld in besonderen Schutz genommen, sie erfreuten sich häufiger Conversationen in ihrem Hause. Der Senior derselben, Peisner, so behauptete man, habe ein förmliches Empfehlungsbureau für Anstellungen geführt und Bescheide schriftlich und mündlich gegeben. — Die Allemannen hatten ihre Kneipe im Kaffeehause bei Rottmanner unter den Arkaden im Bazar.

Ihr Entstehen wurde als darin motivirt angesehen, daß sie gleichsam als Mittel betrachtet werden sollten, die Zuneigung der übrigen Studenten zu gewinnen. Allein diese Absicht

schlug schon von vorn herein fehl. Die Allemannen wurden nämlich von den übrigen Corps-Verbindungen, Isaren, Bayern, Pfälzern, Schwaben und Franken, völlig desavouirt oder in Verruf erklärt, und dieser Verruf erging über sie auch von der ganzen übrigen Studentenschaft. Dieß stärkte die Spannung dann noch mehr, als die an Zahl nie bis zu 20 gestiegenen Allemannen, stolz auf den höheren Schutz, sich gegen die übrigen Studenten theilweise zu brüsque benommen haben. Jedenfalls wuchs der Haß zur offenen Verachtung.

Diese aber manifestirte sich in folgender Weise.

Nachdem schon vor dem 8. Februar mehrmals in den Collegien der Professoren von Bayer und Sieber, sobald Allemannen erschienen waren, die übrigen Studenten sich entfernten, und troz den Reden des Rectors und selbst des Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein als Cultusminister die aufgeregten jungen Männer nicht zu besänftigen waren, brachten sie dem Fürsten ein Lebehoch, begleiteten aber dann in gedrängten Zügen die beiden Allemannen die lange Ludwigsstraße herab bis zur Allemannen-Kneipe bei Rottmanner unter gellendem Pereat für sie und ihre Beschützerin, als ging's auf einen Armensünderplatz. Derselbe Achtruf wiederholte sich am 8. Februar, Nachmittags um 2 Uhr, im Collegium des königl. Ministerialraths und Professors Hörmunn.

Am 9. Februar Morgens hieß es, der Graf v. Hirschberg, ein Allemanne, habe den Dolch gegen einen anderen Studenten gezückt, und sei nicht arretirt worden. Es versammelte sich daher eine Masse von Studenten am Odeonsplatze, diesem gegenüber, und am Rottmanner'schen Kaffeehause, und die Arretirung des Grafen wurde laut begehrt. Gensd'armerie besetzte den Eingang in den Hofgarten und den Ausgang gegen die Seite des Kunstvereins hin. Studenten und Volk wogten

an der Ludwigsstraße auf und ab, vor der Residenzwache stand Militär. Die Schwabingerstraße herab drängte sich jetzt ein großer Menschenschwarm. An der Spitze desselben war die Gräfin v. Landsfeld zu sehen, gehüllt in einen großen Schawl und auf dem Kopfe einen ganz einfachen blauen Hut. Zwei junge Männer gingen neben ihr und schienen sie, wie aus den höchst lebhaft geführten Debatten zu entnehmen war, vermögen zu wollen, von dem Platze ihres gewöhnlichen Spazierganges in der Ludwigsstraße zurück zu bleiben. Lola selbst schien jedoch den Mahnungen kein Gehör zu geben, sondern schritt gerade aus vor der Theatiner-Kirche vorüber. In diesem Augenblicke scheint sie von den umstehenden Volkshaufen erkannt worden zu sein; von den Stufen der Feldherrnhalle aus war zu sehen, wie sie, dem Gedränge nachgebend, gegen das Graf-Arco-Gebäude mit ihrer Begleitung zurück wollte, dort aber keine Zufluchtsstätte fand, und dann eine solche nothgedrungen in der Theatiner-Kirche suchen wollte und mußte. Man hörte jetzt gellendes Volksgeschrei. Mit den gewöhnlich bei ihr geführten Waffen, Terzerol und Dolch, hat sie den Angriff auf ihre Person abzuwehren versucht. Kaum aber war das sich immer wiederholende „Pereat" zu den an dem Hofgarten-Eingang stehenden berittenen Gensd'armen gedrungen, als dieselben an den Ort der Gefahr im Galopp sprengten, und unter ihrem Schutze eilte die flüchtige Gräfin in die Theatiner-Kirche durch den rechten Seiteneingang. Drinnen soll auch ernstlich auf die zitternde und offenbar in Todesgefahr schwebende Tänzerin durch die bei noch zwei offenen Thüren hereinstürmende Volksmenge angedrängt worden sein.

Als nun der Kirchendiener aufmerksam machte, daß die Kirche eben nicht der Ort zu einem Volksauflauf sei, suchte sich die Gräfin durch denselben Eingang unter Gensd'armen-

Schutz hinaus zu begeben, wurde jedoch wiederholt mit gellendem Geschrei empfangen, und trat nochmals zurück, bis endlich mehr Sauve=Garde anrückte, sie in die Mitte nahm und zur Residenzwache unter Volkszurufen begleitete.

Der Platz wurde dann gegen das Schloß hin mit Militär, Infanterie und Kürassieren, abgesperrt; dagegen vermehrten sich die Volkshaufen zusehends, und man hörte sehr unruhige Aeußerungen. Die fünf Corps der Studenten gaben zu gleicher Zeit beim Rektorat und Ministerium des Inneren für Cultus und Unterricht die Anzeige ihrer Auflösung ein, wenn die Allemannen fortbestehen dürften. So endete der 9. Februar mit dem düsteren Gerüchte, daß die Universität bis zum nächsten Oktober geschlossen sei. Die Hauptplätze blieben mit Militär besetzt, und die Barrerstraße wurde gleichfalls an beiden Eingängen durch Militär gesperrt, während die Gensd'armerie vor dem Hause der Gräfin v. Landsfeld verstärkte Wache hielt.

Drohender und allgemein mehr aufregend wurde die Sache am Donnerstag den 10. Februar.

Vormittag 9 Uhr versammelte sich die gesammte Studentenschaft in der Universität. Dort war unter dem Datum des 9. Abends 6½ Uhr am schwarzen Brett angeschlagen: daß die Universität bis zum nächsten Oktober geschlossen sei und die Studenten daher bis künftigen Samstag den 12. die Stadt zu verlassen haben, eine Maßregel, die die allgemeinste Mißstimmung hervorrief, bei den Studenten einerseits, weil der Verlust schon eines einzigen Semesters einen bedeutenden Ausfall in ihrem Studienberufsleben macht, und weil bei den Meisten offenbar nicht sogleich Reisemittel in ungewöhnlicher Zeit vorhanden sind; bei den Bürgern aber andererseits, weil sehr viele mit ihrem Nahrungszweige lediglich auf Studenten an=

gewiesen sind, und weil es denn doch für eine Stadt keine gleichgültige Sache sein kann, ob sie eine jährliche Einnahme von 60,000 Gulden mehr oder weniger habe.

Diese Mißstimmung erregte aber bei den Bürgern und Studenten zwei Beschlüsse, die Bürger sollten sich um 1 Uhr auf dem Rathhaussaale, die Stunbenten um 2 Uhr auf der Universität versammeln. Vorläufig schienen die Studenten jedoch dem Befehle, die Stadt zu verlassen, ihren Gehorsam nicht versagen zu wollen; sie zogen daher unter fröhlichem „Gaudeamus igitur“ auch vor das ehemalige Akademiegebäude, dem Sitze des Ministeriums des Innern für Kirchen= und Schulangelegenheiten, um ihrem obersten Chef, dem Fürsten v. Wallerstein, ihre Abschiedshuldigungen darzubringen. Da nahte von der weiten Gasse her Gensd'armerie, unter der Führung des Hauptmanns Bauer. Von ihrer Seite mochte wahrscheinlich diese in Studentenart sehr friedliche, wenn auch fröhliche Versammlung für tumultuös gehalten worden sein, kurz, die Gensd'armen machten auf Commando ihres Hauptmanns von den Bajonetten Gebrauch, und es kamen einige leichte Verwundungen vor, die aber übermäßig vergrößert worden sind und einen drohenden Haß gegen den Gensd'armerie=Hauptmann Bauer selbst erzeugt haben. Nachmittag 1 Uhr versammelten sich nämlich weit über 1000 Bürger im großen Rathhaussaale und begehrten von ihrem Magistrate, unter den heftigsten Aeußerungen über manche der damaligen Zustände, die Bildung einer Deputation aus seiner Mitte unter Begleitung von ihnen Allen zur Residenz an Se. Majestät den König, um die Aufhebung des Befehles zur Schließung der Universität unbedingt und auch die Entfernung und Untersuchung des Hauptmanns Bauer, dann die erstere der Gräfin von Landsfeld zu erwirken. Offen erzählte man sich dort, Einer der von der

Gensd'armerie Verwundeten sei bereits gestorben, was sich später als offenbare Unwahrheit erwiesen hat. Der Effekt dieses falschen Gerüchtes steigerte aber die allgemeine Aufregung.

Der Bürgermeister Dr. v. Steinsdorf, welcher die Debatte zu leiten hatte, konnte mit dem Prinzipe der Abwehr der Deputations-Begleitung durch die ganze Bürgerschaft nicht durchbringen, eben so wenig wie ein Anderer der Redner in gleich beruhigendem Sinne. Der Beschluß, die Bürgerschaft solle in corpore vor die Residenz ziehen und dort auf dem Max-Josephsplatze die Resultate ihrer Deputation erwarten, blieb aufrecht. Der Bürgermeister sah sich also gedrungen, unter Begleitung einiger Herren zuerst in die Residenz zu gehen und um eine Stunde zur Audienz anzufragen, kam jedoch nach geraumer Zeit mit der Nachricht zurück, daß Se. Majestät in der Residenz nicht sei.

Während all' dieses auf dem Rathhause vorging, verbreitete sich auch die Nachricht in der Stadt, daß die Studenten einstimmig und in Masse beschlossen hätten, da zu bleiben, also die Stadt nicht zu verlassen.

Endlich waren die Mitglieder der Deputation des Magistrats amtlich gekleidet und fuhren zur Residenz ab, ihnen nach der große Zug zu zwei und zwei der ganzen Bürgerschaft. Die Bürger stellten sich unter einem Vivatruf für Kürassiere und Infanterie, von denen die Ersteren den Zugang zur Residenzstraße besetzt hielten, die Andern aber sich ruhig vor der Residenz an rechter Seite aufgestell hatten, gleichfalls vor der ganzen Front des Königsbaues auf, hinter ihnen Volk aller Art, füllend den ganzen Marplatz, die Theaterstufen, die Posthalle.

Nach geraumer Zeit kam endlich die Nachricht, daß Se. Majestät der König zur Deputation, die überdies durch die K. Prinzessin Luitpold eingeführt und bevorwortet war, geäuſ-

sert hätten, wie Allerhöchstsie lieber Ihr Leben ließen, als Ihr Wort zurücknähmen, dann aber etwas besänftigt erklärten, die Bürger sollten sofort nur ruhig abziehen, die allerhöchste Entschließung werde ihnen nach Vernehmung der Königlichen Räthe zugesendet werden.

Die Bürgerschaft zog also wieder auf das Rathhaus zurück und wartete en grand corps auf die Allerhöchste Entschließung.

Abends kam endlich der Stadtrath und Ministerverweser des Innern, v. Berks, auf's Rathhaus und verkündete, daß Se. Majestät allergnädigst bewilligt hätten, die Universität dürfe im zweiten Semester, also nach Ostern, wieder geöffnet werden.

Mit dieser Entschließung waren jedoch die durch langes Harren erregten Bürger nicht zufrieden, sondern gaben sich nach manchen mißliebigen Aeßerungen gegen den Minister die Zusage, morgen früh 8 Uhr wieder auf dem Rathhause zu erscheinen, und zogen nach Hause.

Die Unruhen auf den Straßen begannen dagegen ernster in der Nacht. Vor der Barrerstraße, deren Zugänge mit Militär gesperrt waren, suchte ein Haufe bis zum Hause der Gräfin Landsfeld vorzubringen, bewaffnete sich deßhalb mit Latten vom Gartenzaune des Grafen v. Bassenheim am Karolinenplatze und mit ausgebrochenen Pflastersteinen. Die Gensd'armerie wehrte jedoch den wüthenden Angriff ab. Während hier die Rache des Volkes kochte, verübte sie verheerende Angriffe zugleich auf das K. Polizeigebäude in der Weinstraße, eine Demonstration gegen die Gensd'armerie wegen des vormittägigen Vorfalles, und es wurden mit herausgerissenen Pflastersteinen in der Front und an der Seite in der Gruftgasse die Fenster zertrümmert. Die Gensd'armerie suchte auszubrechen und das

Volk zurückzutreiben, zog sich jedoch vor dem Steinhagel zurück. Das herangerückte Militär stellte endlich die Ruhe wieder her. Dasselbe hatte auch den Max-Josephs-Platz besetzt. Hinter ihm hatte sich aber immer wieder Volk gesammelt und nach gellendem Pfeifen von Zeit zu Zeit „Pereat Lola" geschrieen. Eine unruhige Nacht! — Das Gerücht, daß die Chevauxlegers von Augsburg kommen sollten, vergrößerte noch die Unruhe.

Am 11. Februar, Morgens 8 Uhr, versammelten sich die Bürger wiederholt auf dem Rathhause, und es wurde ein neuer Zug und eine neue Deputation an den König beschlossen: Die Universität solle nicht nach Ostern geöffnet werden, sondern am nächsten Montag. Auch die Studenten versammelten sich um 9 Uhr an der Universität, deren Gitter zwar geschlossen, jedoch bald geöffnet war. — Die Barrerstraße war heut mit Militär besetzt. Die vordere Seite des kleinen Palastes der Gräfin v. Landsfeld war gedeckt, und von der hintern Seite, welche eine Gartenmauer umzog, war, wie Lola glaubte, Nichts zu besorgen.

Keck und kühn, wie eine herausfordernde Amazone, trat sie um 9 Uhr Morgens, obgleich sie den wüthendsten Angriff des Volkes in der verflossenen Nacht gehört hatte, auf ihren Balcon, um das Terrain zu recognosciren.

Die Wuth des Volkes drang in wildes Geschrei aus, als man sie erblickte, — aber das Volk konnte nicht durchbrechen. Gegen 10 Uhr lief und rannte sie den Garten hinan bis zum Bassin, und es gähnte ihr lechzend wieder tausendstimmiges, donnerndes Pereat entgegen.

„Wollt ihr mein Leben, da nehmt es!" rief Lola, wie eine von den Pfeilen blutdürstiger Jäger verfolgte Löwin, dem an ihrer hintern Gartenmauer hinaufstürmenden Volke,

von einem Stein bereits getroffen, dem Haufen entgegenstürzend zu.

Und wahrlich, diese todverachtende Herausforderung wäre angenommen worden, wenn nicht ein mächtiger Einfluß, ein magnetischer Zauber, der aus der Riesenkühnheit der Spanierin sprach, die Gartenstürmer in ihrem Grimme gedämpft hätte. — Sie zogen sich einen Augenblick zurück, — und dieser war es, als sie von ihrer Begleitung mit Gewalt in den bereitstehenden Wagen gerissen wurde, obgleich sie sich löwenhaft dagegen wehrte. Der Kutscher war gewonnen; er peitschte die Pferde zur Wuth schon im Stalle. Dieser fuhr, als gälte es ein Wagen-Wettrennen, der Ludwigsstraße und dem englischen Garten, dann wieder der Residenz zu, um in dieselbe von rückwärts zu kommen. Alle Zugänge waren besetzt, das Eindringen unmöglich. Verstärkte Wachen und Volk überall. Der kleine Wagen mit dem kühnen Kutscher ward an allen Ecken und Enden erkannt, erkannt an allen Eingängen, erkannt in den engsten Gäßchen hinter dem Hofbräuhause, „überall gefahren wie der effective Teufel selbst . . . ohne Unglück, jedes Hinderniß überwältigend.“ So ging's durch die Herrenstraße vor's Isarthor, im Momente des Fluges vor's Sendlingerthor und die Sendlinger Landstraße hinaus. Graf von Arco-Valley, der den Armen Münchens 5000 fl. einige Tage später schenkte, fuhr ihr rastlos nach, ob die „Landescalamität“ auch wirklich aus der Residenz getrieben sei. 7

Die in das Schloß geschickte Deputation war unterdessen (11 Uhr Vormittags) von demselben mit der Nachricht herabgekommen, daß Alles genehmigt sei. Als der Befehl zur Entfernung der Gräfin gegeben worden, erschienen die Minister auf dem Rathhause vor den versammelten Bürgern und ver-

kündeten: „Niemand ist mehr zwischen König und Volk!"

Nachdem in München der Stein des Anstoßes entfernt war, kamen zehn Allemannen desselben Abends (11. Februar) nach der Krondomaine Blutenburg bei Nymphenburg (unweit Münchens und zunächst an der Eisenbahnstation Pasing gelegen) und baten daselbst um Speise und Nachtlager. Da der dortige Pächter zugleich die Wirthschaft ausübt, mußte ihnen Beides gewährt werden, jedoch mit der Bedeutung, daß sie in Ermangelung so vieler übriger Betten würden auf Stroh lagern müssen, was sie mit Dank annahmen.

Nachts 11½ Uhr kam Lola Montez verkleidet, und mit gepudertem Haar, in Begleitung des Wirthes von Großhesselohe nach Blutenburg, um, wie sie sagte, sich von den Allemannen zu verabschieden.

Sie war, wie wir wissen, vom Grafen Arco-Valley, freilich wider ihren Willen, begleitet worden. Als sie in Bayerbrunn frische Postpferde bestellte, glaubte der Graf, nun von ihrem Reiseentschluß vergewissert zu sein, und kehrte getrost nach München zurück. Lola Montez setzte aber nach des Grafen Entfernung ihre Reise nicht nach Bayerns Grenze fort, sondern eilte nach Großhesselohe hinüber, von wo sie sich nach Blutenburg führen ließ.

Bei ihrem Eintritte fiel sie — nach der Angabe eines glaubwürdigen Augenzeugen — dem Allemannen Peisner, welcher unter diesen der Angesehenste zu sein schien, wie eine liebende Gattin nach langer Trennung um den Hals und beschwor ihn, mit ihr nach München zurückzukehren. Peisner aber, eingeschreckt durch das in München Vorgegangene, weigerte sich dessen. Da ward aus der „liebegirrenden Turteltaube" ein grimmiges Wesen; sie schimpfte und beohrfeigte den erst so zärt-

lich Geküßten, warf ihm vor, daß er von ihr lebte, daß sie seine Angehörigen (ses Tiens) unterbrachte, sich für ihn verwendet und ihm eine Uhr, die er in demselben Augenblicke trug und 1500 Franken gekostet habe, gegeben. Diese Vorwürfe schienen ihn außer sich zu bringen, und mit der Drohung, sich entleiben zu wollen, stürzte er hinaus. Ihm folgte Lola Montez. Sie bat ihn, zurückzukehren, und endlich traten Beide versöhnt wieder in's Zimmer ein, fest entschlossen, zusammen nun nach München zurückzukehren.

Der Krondomänen-Pächter Schäfer stellte Lola dringend vor, welcher Gefahr sie ihre Person durch die Rückkehr aussetzte u. s. w. Vergebens:

Endlich siegte die Sehnsucht nach Ruhe. Sie begab sich endlich (ungefähr 4 Uhr Morgens) in Peisners Gesellschaft in das für sie in Bereitschaft gesetzte Schlafkabinet, woselbst Beide bis 8 Uhr früh blieben.

Während des Aus- und Ankleidens hatte die Frau des Krondomänen-Pächters Schäfer Lola Beistand geleistet und diese öfters in jener Gegenwart ausgerufen: „Je veux maintenant la couronne!“

Sobald Lola und Peisner in's Schlafgemach getreten waren, fuhr der Krondomänen-Pächter eiligst nach München und hinterbrachte dem Minister v. Berks Kunde vom Geschehenen, bat dabei um Mittheilung von Verhaltungsmaßregeln. Ihm wurde die Weisung: „Es sei schon recht; die Gräfin v. Landsfeld warte nur auf ihre Effekten.“

Von der Wichtigkeit des Augenblicks überzeugt, ging Schäfer darauf zu dem Ministerfürsten Wallerstein, welcher ob des Erzählten sich sehr erstaunt zeigte und sogleich auf die Polizei schickte. Schäfer aber fuhr nach Hause, machte unterwegs dem in Nymphenburg commandirenden Rittmeister, Gra-

fen Irsch, seine Anzeige und wurde hierauf von dem Lieutenant Holzschuher mit einer halben Eskadron begleitet. Zugleich mit diesen trafen zwei Polizeibeamte in Blutenburg ein.

Lola Montez fuhr sie heftig an, drohte mit Pistolen, trat aber doch endlich in Begleitung der beiden Polizeibeamten Deichtel und Weber, Peisner's und zweier anderer Allemannen die Reise an, nachdem sie gegen den Lieutenant Holzschuher die Drohung geäußert: die Residenz würde von München nach Nürnberg verlegt werden."

Wir wollen uns diese hübsche Darstellung von Ereignissen, bei welchen ich eine Hauptrolle spielen mußte, näher betrachten.

Da die Hauptbewegung, dem Anscheine nach, von der Universität ausging, so mußte ich natürlich mit den Studenten in Verbindung gebracht werden, und da war es denn eine Verbindung, welche als meine Leibgarde hingestellt wurde. Der Student Peisner habe in meinem Hause ein förmliches Empfehlungsbüreau für Anstellungen geführt und Bescheide schriftlich und mündlich gegeben.

Wahrlich, eine hübschere Lüge konnte man nicht erfinden. Es ist wahr, sie ist so fürchterlich absurd, wie nur irgend eine Lüge sein kann, aber ist dies nicht die Taktik aller Derjenigen, welche eine Revolution erregen und im Gange erhalten wollen? Weiß man es nicht, daß, je abgeschmackter, je dummer die Lügen sind, das Volk um so eher geneigt ist, sie zu glauben? Ist es nicht eine allbekannte Erfahrung, daß in aufgeregten Zeiten — nur das Vernünftige beim Volke keinen Glauben findet?

Ich wiederhole, diese Ultramontanen haben ihre Sache sehr gut gemacht, aber wann haben die Jesuiten dies nicht gethan?

Nicht in meinem Namen protestire ich gegen so schmähliche

Beschuldigungen; es hätte noch gefehlt, daß ich mich gegen die Einfalt vertheidigen soll; aber ich halte es für meine Pflicht, in das Wespennest der Lügen zu stechen, welche einen erhabenen, wohlwollenden Monarchen in der Achtung der Welt herabzusetzen suchten.

Daß ich in den gefährlichsten Momenten der Aufregung nicht scheute, mich dem Volke zu zeigen, zeugt das noch nicht von meinem guten, reinen Gewissen?

Nein, es zeugt von ihrer Frechheit! rufen die Elenden, welche selbst nicht den Muth haben, die Wahrheit zu bekennen.

Ich habe auch gezeigt, daß ich Muth besitze, daß ich das Volk in seinem blinden Fanatismus verachte, daß ich der Gefahr zu begegnen weiß, daß ich den Tiger so wenig, wie die Schlangen scheue.

Ihr aber, die Ihr Euch meine Freunde nanntet, weil es der König war, Ihr scheuet Alles, nur die Feigheit nicht.

Wurdet Ihr nicht bleich, wie Schatten, als ich zum Könige sagte:

Sire, haben Sie nicht Kanonen?

Sire, haben Sie nicht Bajonnette?

Sire, ich wollte einst gehen, freiwillig gehen, und Sie wollten, daß ich bleiben sollte.

Ich weiche nicht, weil die Revolutionäre, weil die Wölfe in Schafspelzen es wollen.

Ihr sagtet kleinlaut: — aber auch das Volk, das Volk will es, Gräfin.

Geht, sagte ich, das Volk darf nicht wollen, was man ihm nicht gestatten will.

Ich bleibe!

Ach, — wie sie zitterte, diese Weltgeschichte in Pantalons!

Zittert, verkriecht Euch, ich werde bleiben!

Wie sie da plötzlich muthig wurden. Diese Feiglinge!

Sie zeigten Muth, — dem Volke nachzugeben.

Sie zeigten Muth, — ein Weib mit Gewalt aus der Stadt zu schaffen.

Und doch, — doch wäre ich nicht gewichen, wäre an der Seite meines königlichen Freundes geblieben, wäre lieber gestorben, hätte mich von dem Volke eher zerreißen lassen, ehe ich die Flucht ergriffen hätte, und ich würde mein Leben theuer genug verkauft haben, aber ich dachte:

Die königliche Krone wankt, von zu viel Feigheit ist sie umgeben, zu viel Verrath hat sie umsponnen, was vermögen die wenigen Getreuen gegen eine Heerde Wölfe? — Rette die Krone.

Und ich wich. — —

Erinnert Euch doch aber daran, Ihr Großsprecher, erinnert Euch daran, als das Votk, grimmig wie eine Hyäne, in meinen Garten stürmte, und wie es zurückprallte, als es sah, — wie viel mehr Muth ein Weib, wie viel mehr Muth diese verhöhnte Spanierin, als Alle ihr Kecken und Verwegenen mit dem Munde, hatte.

Habt Ihr es noch nicht gelernt, wie man stehn, wie man fallen muß, wenn das Volk rebellirt?

Die Geschichte aber mit dem Studenten Peisner, soll ich sie etwa widerlegen?

Ich strafe Euch mit tiefster Verachtung dafür.

Ich habe ihn allerdings aufgefordert, mich nach München zurückzuführen, und er hat sich dessen geweigert, und ich habe ihn einen Feigling genannt, wie so Viele, die sich Männer nennen, und habe ihm dann den Rücken zugekehrt.

Glaubt nur, hätte ich ihn in mein Schlafkabinet treten lassen, so hätte ich es aus keinem anderen Grunde gethan, als um — ihm eine Nachthaube aufzusetzen.

Ihr aber, Ihr erfindungsreichen Leute, die Ihr es so gut versteht, mich zu charakterisiren, — laßt Euch eine Schellenkappe machen.

Wahrhaftig! — Ihr habt sie sehr verdient.

Hundertsiebenundsechszigstes Kapitel.

Die weiteren Ereignisse in München, meine Rückkehr und die Abdankung des Königs.

Wie gewöhnlich, horchte Deutschland, — das man nicht mit Unrecht oft Frankreichs Affen genannt hat, — hoch auf, als ihm die Pariser Nachrichten die Kunde der wichtigen Ereignisse, welche diese wandelbare Stadt bewegt hatten, zuführte. —

Die Ultramontanen in München hatten dem Volke eine zu gute Anleitung, wie man gegen den Thron rebelliren müsse, gegeben, als daß das Volk nicht einmal auch auf seine eigene Faust eine kleine Revolution versuchen sollte. An Anlassen fehlte es ja nicht, denn was verlangt ein Volk nicht Alles, wenn es glaubt die Macht zu haben, fordern zu können?

Freilich wurde jetzt den Herren, denen ich ein Dorn im Auge war, und die ihren Zweck, mich aus Bayern zu entfernen erreicht hatten, etwas unheimlich zu Muthe. Bisher hatten sie allein die Karten gemischt und Trumpf geboten, sie hatten das Spiel in ihren Händen, nun aber hatten sie am Volke einen sehr unangenehmen gefährlichen Rivalen gefunden;

und was sie früher thaten, um ihre Herrschaft wieder zu erlangen, das mußten sie nun thun, — um ihre Existenz zu erhalten. Es war die Angst, mehr zu verlieren, als sie je verlieren konnten, welche sie jetzt antrieb, sich mit dem Volke auf den Boden der Revolution zu stellen und vom Monarchen Dinge zu verlangen, welche durchaus gegen ihre Interessen waren, um deren wegen sie das Volk aufrührerisch gemacht hatten.

Die gerechte Strafe blieb also nicht aus.

Der König aber, der Monarch mit dem edlen, erhabenen Herzen, er hat sein Wort, welches er mir in einer feierlichen Stunde gegeben, unverbrüchlich gehalten, er hat der Krone entsagt, — als er nicht mehr wahrer König sein konnte.

Er hatte es satt, über Feiglinge und ein undankbares Volk zu regieren.

Ich will die Ereignisse, welche diesen Entschluß bei ihm zur Reife brachten, nur mit den Worten „der Gegenwart" hier wiedergeben, und dann für immer von einem Lande Abschied nehmen, welches in einigen Monaten mehr Thorheiten begangen hat, als ich während meines ganzen Lebens.

Haßt mich in Gottes Namen, ihr Bayern, denn ihr werdet wohl noch nicht einsehen gelernt haben, daß es keine gute Frucht tragen kann, auf eine Frau mit Keulen zu schlagen, statt den wahren Muth gegen die wahren Feinde zu bewähren.

Ich verzeihe euch; — ob ihr euch selbst jemals verzeihen werdet?

Ha, welche Furcht du, großes, mächtiges Volk vor einer Frau hattest, wie du mit Argusaugen nach ihr spürtest und sie nicht — fandest.

Du fandest mich nicht und doch brülltest du:

Die Lola Montez ist wieder da! —

Die Lola Montez ist wieder in München. — Gnade uns Gott, wir sind verloren.

Solche Angst vor einem Weibe! —

Und während du diese komische, unwürdige Furcht hattest, Volk von München, was that diese so sehr gefürchtete Frau?

Sie rieth deinem Könige:

Sire, — das Volk hat Ihre Krone entehrt, — legen Sie sie nieder.

Die Kanonen und Bayonnette können die Flecken an einer Krone nicht mehr reinigen.

Sie haben dem Volke einmal nachgegeben; — hören Sie auf, ihm weiter zu befehlen.

Ja, während ich so sprach, zitterte Bayern, fürchteten noch die Sieger, entsetzten sich meine Feinde.

Und das Alles vor meinem Schatten.

Denn ich war nicht in München, ich hatte dem Lande einmal voll Verachtung den Rücken gekehrt; was konnte mich veranlassen, wiederzukehren?

Man suchte meinen Schatten.

Ein fürchterlich heroisches Volk, welches auf den Schatten eines Weibes Jagd macht.

Der Münchener Punch, auch gerade nicht mein Freund, doch wenigstens ein verständiger witziger Feind, hat eure Lola-Furcht gut persiflirt.

Schau' nicht um, die Lola geht 'rum! —

So schrieb der gute Punch.

Seit Donnerstag, so sagt er weiter, hat München das Ansehen, als sei die ganze Einwohnerschaft in einem Plumpsackspiel begriffen. Auf der Polizei fand man den Plumpsack nicht, die Polizei wurde aber doch geklopft. Vor dem Rathhause

steht ein Haufen Menschen. Die meisten haben die Kappen tief im Gesicht, die Hände in den Hosentaschen und die Hosen hinaufgestülpt. Was wollen diese? Sie suchen die Lola. — Zum Karlsthor herein stürzen beide Geschlechter, alt und jung, sie athmen sehr hoch und sind bis über die Augenbrauen von der beliebten Münchner Straßensubstanz bespritzt. Was wollen diese? Sie suchen die Lola! — Auf der Polizei ist ein sehr respectables Personal beeifert, die Thore auszuangeln, Fenster zu zermalmen, die Bücher umzuwerfen und die Tinte auf die Straße herabzuschütten. Was wollen sie damit? Sie suchen die Lola! Niemand stört sie in dieser patriotischen Arbeit. Ein Mann, der in der Gensd'armerie eben den Ofen zusammen schlug, sagte zum Brigadier: Nicht wahr, Sie nehmen mir nicht ungütig — wir suchen bloß — — O, ich bitte recht sehr — fiel der Brigadier unter drei Verbeugungen in's Wort — sehr schmeichelhaft, daß Sie uns das Vergnügen schenken. Ich würde Ihnen einen Stuhl anbieten, aber Ihre Herrn Collegen hatten die Güte, alle Stühle fortzutragen. Es ist richtig, die Münchener Gensd'armen wissen, wie man sich mit gebildeten Leuten zu benehmen hat. Ueberhaupt zeigte sich bei dieser Geschichte so ein herzliches Einverständniß, so ein nationales Selbstbewußtsein, daß man sich den schönsten Hoffnungen hingeben muß. Nichts mehr drängte sich zwischen Volk und Polizei; sie haben sich einander genähert, sie haben sich verstanden. Unfern von diesem vaterländischen Schauspiel kam ich in ein höchst volksthümliches Gedränge und fühlte plötzlich eine fremde Hand in meiner Tasche. Was wollen Sie? fuhr ich meinen Nachbar an. Ei, antwortete dieser, ich suche blos die Lola."*)

*) Während des Aufenthalts der Lola Montez in München machte eine preußische Zeitung folgende lustige Combination über den Tanz: Bekanntlich sagte ein berühmter Mann von Fanny Elsler, sie tanze

Ja, ihr suchtet bloß Lola, und um sie zu finden, machtet ihr eine Revolution.

Göthe; ein Anderer hat behauptet, der Tanz der Taglioni habe einen welthistorischen Inhalt. Man hat diese Männer deßhalb verspottet, aber man that ihnen Unrecht. Wir sehen jetzt eine Tänzerin hier, welche sie glänzend rechtfertigte, denn sie tanzte in allem Ernste bayrische Geschichte. Sie kennen Lola Montez. Lola Montez ist eine Spanierin; wenn ich sage, daß in ihren Adern das blaue, kastilianische Blut strömt, welches die Sonne durchglüht hat, die den Xeres kocht, so thue ich ihr Unrecht — ich glaube, sie ist einer jener Dämonen, welche der Magier von Salamanca in Phiolen gebannt hatte. Die Odyssee ihrer galanten Lebensfahrten kann ich Ihnen nicht schildern — die Feder des jüngern Crebillon ist nicht die meine, und wer möchte ohne sie an ein solches Thema sich wagen? Da sind verfängliche Darstellungen ihrer dämonischen Kunst auf einer Pariser Bühne und moralische Bedenken der Polizei über richtige Auslegung des Göthe'schen: „Erlaubt ist, was sich schickt;" Abenteuer, bei denen Dolche gegen die Brust eines unglücklichen Portiers blitzten, durch den sich ein treuloser Geliebter verläugnen läßt; Reitpeitschen-Ereignisse in Warschau; finanzielle Etourderien, auf denen sich ein großer Klavier-Virtuose als anhänglicher Schutzengel emporhebt ꝛc. ꝛc. Genug, Lola Montez ist jetzt in München und hat kaum ihr Taubenangesicht gezeigt und ihre unwiderstehliche Liebenswürdigkeit entwickelt, als das erstaunte Volk der Bajuvaren inne wird, daß hier mehr ist, als eine Taglioni mit allem welthistorischen Inhalt. Das Volk thut den Schwur, sie zu erdrosseln, wenn sie sich zeige, und wirft ihre Scheiben ein, wenn sie an's Fenster tritt, und zwei Gensd'armen halten deßhalb an der Thüre Wache und sind desto nützlicher, seitdem Lola's und ihrer Dogge Conflikt mit einem Fuhrmanne einen förmlichen Auflauf gegen sie veranlaßte. — Daß Spanien nicht zur Ruhe kommt, begreifen wir jetzt. — Setzt doch ein einziges Echantillon aus diesem unruhigen Lande unser ganzes friedliches München in Bewegung.

Als wenn die Welt und Bayern Eins wären.
Die Schweiz ist auch ein freies Land, — ihr Bayern.
Und man fahndet dort nicht nach Weibern.

Nun, hier habt ihr noch euren Fetzen Weltgeschichte, die ihr meinetwegen fabrizirt habt, ich gebe sie euch, wie gesagt, mit euren eigenen Worten zurück.

Wenn euch der Spiegel Fratzen schneidet, meine Schuld ist es nicht:

„Die Parteien, zumal die ultramontane, beuteten diese Auftritte zu ihren Endzwecken in der Art aus, daß die Hauptstadt und das benachbarte Land in immerwährender Unruhe und Aufregung erhalten wurde: deßhalb fanden auch die Vorgänge zu Paris in der bayrischen Hauptstadt, wie vielleicht nirgendwo im mittleren Deutschland, einen empfänglichen, zündbaren Boden: deßhalb ist auch dort der Sturm eher losgebrochen, als in irgend einem Theile unseres Vaterlandes.

Die Bürger hatten häufig Zusammenkünfte, wo manche Mißstände zur Sprache kamen, unter welchen schon seit Jahren die Bevölkerung schmachtete. Die Klagen über die Polizeiwillkür und die Heimlichkeit, womit das ganze städtische Wesen betrieben wurde, traten alsbald in den Vordergrund. Man erstrebte vor Allem Gesetzlichkeit und unbeschränkte Oeffentlichkeit in den Gemeinde-Angelegenheiten. Die Aristokratie, fürchtend, das Bürgerthum möchte allein die Bewegung in die Hände nehmen, kam jetzt und suchte sich der Reformbewegung anzuschließen, ja sogar sich als leitende Genossenschaft hinzustellen. Ein großer Theil des Adels, namentlich der kirchlich gesinnte, an dessen Spitze Graf Arco-Valley steht, hatte schon seit dem Sturze Abel's eine oppositionelle Stellung gegen den König und die Regierung eingenommen. Man verschmähte es, da zu erscheinen, wo Gräfin von Landsfeld sich zeigte. Der

reiche Graf hatte selbst, um seine Freude über den Sieg des Volkes und die Vertreibung der Spanierin vor aller Welt zu zeigen, 5000 Gulden unter die arme Bevölkerung vertheilen lassen. Nach Lola's Vertreibung richtete sich der Haß der Einwohnerschaft, der Haß von Jung und Alt vorzüglich gegen den Mann, welcher sich durch die Gunst der Spanierin die wichtige Stelle eines Ministers des Innern erschlichen hatte. Der Fürst von Leiningen aber, der durch seinen wiederholten Aufenthalt am Hofe zu Windsor das selbstständige und nicht selten freisinnig aufopfernde Benehmen der Englischen Aristokratie kennen gelernt, ging jetzt damit um, durch eine Verpflanzung dieser englisch-aristokratischen Weise auf deutschen Boden dem wankenden Grunde seiner Standesgenossen neue Stützen zu geben. Diese Bemühungen, so wohlgemeint sie sein mochten, mußten natürlich ihren Zweck verfehlen, denn das während so vieler Jahrhunderte Verabsäumte kann unmöglich im Augenblicke der Gefahr mit einem Male nachgeholt werden.

Der Fürst wendete sich demnach am 1. März an den Monarchen und schrieb ihm folgende ernste, gewichtige Worte:

„Drangvollere und für die nächste Zukunft bedrohlichere Umstände für das Königthum, und somit für unser ganzes theures Vaterland, als jetzt, haben lange nicht, vielleicht nie bestanden. Gerade in diesem kritischen Zeitpunkte ist das Vertrauen aller Klassen Ihrer Unterthanen in Ew. Majestät auf das tiefste erschüttert. Es ist dieses das wahrhaft hochverrätherische Werk jener Creaturen, welche noch jetzt zwischen Ew. Majestät und Ihr Volk sich drängen; namentlich aber, daß ein Mann, der Ministerverweser v. Berks, welchen die öffentliche Meinung mit tiefer Verachtung beladet, weil er selbst Jene verrathen hat, auf deren Schultern er emporgestiegen ist, Ew. Majestät noch als Rathgeber zur Seite steht. Ew. Majestät sind vollständig über

die Ursachen getäuscht, durch welche jene Unzufriedenheit und Erbitterung hervorgerufen worden."

Der Fürst und alle Bewohner Münchens hatten ganz richtig gesehen, nur die Majestät wollte die Wahrheit nicht erkennen und noch immer nach dem bekannten Grundsatz: „Ich bin der Staat," fortregieren.

Sogar von dem fern in Würzburg weilenden Kronprinzen, welcher selbst der letzten Ständeversammlung nicht beigewohnt und die vorletzte vor ihrem Schlusse verlassen hatte, wurde auf dem Rathhause ein Schreiben vorgelesen, worin das gewaltsame revolutionäre Verfahren gegen die Landsfeld gebilligt wurde. „Die Entfernung der Unruhstifterin wäre eben auf keine andere Weise möglich gewesen."

Ein bezeichnender Zug war es in jenen Tagen, daß die Bewegungen gewöhnlich vorher angekündigt wurden. Stand doch das Militär zur Bevölkerung, und man hatte demnach gar nichts zu fürchten.

So las man am 2. März des Morgens an vielen Häusern der Straße, wo Minister Berks wohnte: „Nieder mit Berks, dem Maitressen-Minister!"

Des Abends wurde seine Wohnung gestürmt und furchtbar verwüstet. Ein Gleiches widerfuhr den Gebäuden des Ministeriums des Innern, der Regierung für Oberbayern, einem Theile der Residenz und andern königlichen Anstalten. Während das Zerstörungswerk vor sich ging, zogen zahlreiche Patrouillen vorüber, die, wie es schien, Augen hatten und nicht sahen, Ohren hatten und nicht hörten. Das Volk hatte zum Ueberflusse, um sich vor der Reiterei zu decken, in großer Schnelle in mehreren Straßen vermittelst umgestürzter Bierwagen und Fässer Barrikaden errichtet, die zum Theil erst am folgenden Tage weggeräumt wurden. Berks war in der Nacht entflohen;

seine Flucht hatte aber die Ruhe nicht hergestellt. Die aufgeregte, man kann sagen, revolutionäre Bevölkerung wogte und stürmte am 3. und 4. März in den Straßen auf und ab. Die Behörden, größtentheils ein Schreiberpersonal ohne hervorragenden Geist, ohne moralischen Muth und Talent, verloren die Besinnung; die Staatsordnung des Schreibergesindes war vollkommen anfgelöst. Die Bürgerschaft nahm jetzt die Zügel in die Hände; Bürger Rostpal, Reschreiter und einige Andere standen, wie bereits früher, an ihrer Spitze. Sie erwarben sich in diesen Tagen große Verdienste, welche von der undankbaren Menge, wie dies zu geschehen pflegt, schnell vergessen wurden. Die Wünsche der Stadt, die Wünsche der Bayern wurden in einer mit zahlreichen Unterschriften versehenen Eingabe zusammengefaßt und unmittelbar dem König überreicht.

Eine Schrift ähnlichen Inhalts, in jugendlicherer, feurigerer Sprache abgefaßt, überreichten die Studirenden. „Allgemeine Volksbewaffnung," hieß es darin, „freie Volksversammlungen, unbedingtes Associationsrecht, Freiheit der Gedanken durch die entfesselte Presse, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren mit Anklageform und Geschwornengericht, das sind die mächtigen Hebel eines einigen, freien Deutschlands zum Schutz und Schirm gegen West und Ost. Kein Kampf gegen die Republik Frankreich, so lange sie unsere Grenzmarken achtet, wenn nicht, ein deutscher Kampf, ohne Hülfe der Russen."

Fürst von Oettingen-Wallerstein suchte mit gewohnter gleißnerischer Diplomatenkunst und Zweideutigkeit den Sturm zu beschwören und Zeit zu gewinnen. Die Stände wurden, was Niemand verlangte, aufgelöst; die neugewählten Vertreter des Volkes sollten am 31. Mai zusammenkommen, um mit ihnen „die verfassungsmäßigen Wünsche des Volkes in herz=

liche Berathung zu nehmen.“ Das wollte man nicht, so ging die Rede von allen Seiten. Was könnte nicht Alles in der jetzigen Welt-Lage bis Ende Mai geschehen! Die jetzigen Stände reichten aus, sie möchten alsbald einberufen, mit ihnen möchte über das Wohl Bayerns, über das Wohl des Vaterlandes getagt werden. Das tausendzüngige Gerücht begann alsbald wiederum seine wunderbare Geschäftigkeit. Selbst dem in der Residenz anwesenden besonnenen Beobachter war es unmöglich, das Wahre vom Falschen, vom absichtlich Ersonnenen zu sichten. Verrath, flüsterte es von der einen Seite, laure an allen Ecken und Enden; man ziehe Truppen aus fernen Garnisonen herbei, um die aufrührerischen Bürger mit Waffengewalt niederzuschlagen. In der That hatte auch das leichte Reiterregiment in Augsburg Befehl erhalten, vermittelst der Eisenbahn nach München zn kommen. Eine Abtheilung lag bereits in einem benachbarten Orte. „Die Stadt ist in Gefahr,“ erzählte man laut von der andern Seite, „die Bauern der Umgegend haben sich in Masse erhoben, sie stehen bereits vor den Thoren; sie wollen die Regierung stürzen, wollen sengen und brennen.“ Diese selbst in münchener Flugblättern berichtete Sage ist vollkommen erfunden, von bewaffnetem Landvolke war nirgendwo eine Spur zu finden. „Die unterste Volksklasse,“ jammerte die dritte furchtsame Parthei, „hat sich erhoben; sie stürmt bereits das städtische Zeughaus; sie will blutige Rache nehmen an den Verräthern und dann über alle Besitzenden herfallen.“ „Das verhüte Gott,“ schrie wie aus einem Munde die Versammlung auf dem Rathhause, wo diese falsche Nachricht verkündet wurde, „das verhüte Gott! Wir wollen die Waffen ergreifen! Wir wollen uns an die Spitze stellen und gegen die Verräther ziehen, die Generalmarsch

schlagen lassen; die uns umzingeln und mit Kartätschen bedienen wollen."

Fürst Wrede hatte nämlich nach der Abdankung aller Minister auf kurze Zeit (der ganze Zwischenakt dauerte kaum eine Stunde) alle Verwaltungszweige in seiner Person vereinigt. Auf sein Geheiß wurde Generalmarsch geschlagen. Mit Kartätschen wolle er, diese Worte werden ihm wenigstens in den Mund gelegt, die aufrührerischen Bürger zur Ruhe bringen.

In Blitzesschnelle leerte sich der Rathhaussaal. Die Sturmglocken tönten dumpf und schauerlich, die Bürger eilten zu den Waffen, und eine bunte Menge von Studenten, Künstlern und Arbeitern erschien nach kurzem Zwischenraume in wunderlichem, grausenhaftem und phantastischem Aufzuge. Das bürgerliche Zeughaus mußte sein altes, aus dem Dunkel der Jahrhunderte stammendes Geräthe herausgeben, um die ebenfalls aus dem Dunkel der Zeiten entstammende Willkürherrschaft zu Grabe zu tragen. Ritterspieße, Flammschwerte, alte Flinten, wunderliche Säbel, Haubayonnette, Hackbeile, Keulen, Hämmer, große Schlosserzangen und manches andere friedliche Werkzeug dienten bunt unter einander am denkwürdigen Tage des 4. März dem an 4000 Mann zählenden Münchner Landsturm als Schutz- und Trutzwaffe. Der König gab nach, der König mußte nachgeben. Prinz Karl ritt durch die Reihen und verpfändete sein Ehrenwort, daß die Stände am 16. März zusammengerufen werden sollten. „Wir glauben's nicht," entgegnete ein unerschrockener Bürgerssohn von München, „Ihr Bruder hat uns schon so häufig getäuscht. Schwarz auf weiß wollen wir es haben." Dies wurde in der Residenz gemeldet, und gleich darauf kam ein Stabsoffizier mit einem Zettel: „Die Ständekammern sollen auf den 16. März einberufen werden. (gez. Ludwig.)" Selbst jetzt noch — in dem

Grade herrschte Erbitterung und Mißtrauen gegen den angestammten Wittelsbacher — wollte ein großer Theil der Bevölkerung die Waffen nicht niederlegen. „Das Wort Sollen ist zweideutig, Müssen muß es heißen; der König muß thun, was wir wollen!" Nur wiederholte Vorstellungen, daß man ja jeden Augenblick nochmals zu den Waffen greifen könne, das bürgerliche Zeughaus verbleibe ja in den Händen der Bürger, konnten diese Entschiedenen zur Ablieferung ihrer Wehren bewegen.

„Betrogen sind wir abermals," so hörte man die Weitersehenden sich äußern, „wir haben, genau genommen, gar nichts erreicht. Wahr, die Stände werden zusammenberufen, aber welche Vorlagen werden ihnen gemacht? Die Stände haben keine Initiative. Wir müssen König und Regierung zu dem Versprechen zwingen, Dies und Jenes, alle unsere Wünsche in Gesetzentwürfen den Ständen vorzulegen." Um dieß durchzusetzen, wurde nochmals zu dem alten Werkzeuge gegriffen: die Bevölkerung wurde nochmals durch tausenderlei Gerüchte in Unruhe und Schrecken versetzt. Die Bürger sollten entwaffnet und wegen ihres verrätherischen Benehmens, so sprach der König in der That von seinen Münchnern, zur Rechenschaft gezogen werden. Eilboten, hieß es, wären nach Wien gegangen; österreichische Truppen würden in Bayern einrücken. Man wollte wissen, daß mehrere Stabsoffiziere eine Einladung nach Hof erhalten, wo ihnen die lockendsten Anerbietungen gemacht wurden: man sollte sie dazu bewegen, auf das Volk einhauen, auf das Volk schießen zu lassen. Schon früh am Morgen des 6. März füllten sich die Straßen mit zahlreichen drohenden Haufen. Die deutschen Farben, schwarz-roth-gold, forderte man, sollten aufgesteckt werden; solche Fahnen müßten vom Schlosse wehen. Nochmals wollte man den Weg der Güte

versuchen. Brächte die Deputation keine günstige Antwort, würden nicht alle Forderungen gewährt, so würde der Ruf „Zu den Waffen!" erschallen. Dem König müßte nur die Wahl zwischen unbedingter Einwilligung und Abdankung gelassen werden. Man hörte sogar auch das Wort Republik aussprechen, zum großen Theil wohl bloß von Leuten, welche die Tragweite ihrer Rede nicht verstanden.

Kurz vor dem Augenblicke, wo der Sturm losbrechen sollte, erschien ein Münchener Bürgerssohn, den zufällige Umstände in ungewöhnlicher Schnelle zum wichtigen Posten eines Ministerialraths emporgehoben hatten, auf dem Rathhause und las unter dem Jubel der versammelten Bürgerschaft folgende, in der Geschichte des Königreichs Bayern epochemachende Proklamation vor:

„Ich habe Mich entschlossen, die Stände Meines Reiches um Mich zu versammeln; dieselben sind auf den 16. d. M. in die Hauptstadt berufen. An die Stände des Reiches werden ungesäumt Gesetzvorlagen gelangen, unter Anderem: über die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit der Minister; über vollständige Preßfreiheit; über Verbesserung der Stände-Wahl-Ordnung; über Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in die Rechtspflege mit Schwurgerichten; über die in der IX. Verfassungs-Beilage angedeutete umfassendere Fürsorge für die Staatsdiener und deren Relicten, dann deren Ausdehnung auf die übrigen Angestellten des Staats; über Verbesserung der Verhältnisse der Israeliten. Ferner ordne Ich in diesem Augenblicke die schleunige Abfassung eines Polizei-Gesetzbuches an; ebenso befehle Ich die unverzügliche Beeidigung Meines Heeres auf die Verfassung und lasse Ich von heute an die Censur über äußere und innere Angelegenheiten außer Anwendung treten. Ein großer Augenblick ist in der Entwickelung der

Staaten eingetreten. Ernst ist die Lage Deutschlands. Wie Ich für die deutsche Sache denke und fühle, davon zeugt Mein ganzes Leben. Deutschlands Einheit durch wirksame Maaßnahmen zu stärken, dem Mittelpunkte des vereinten Vaterlandes neue Kraft und nationale Bedeutsamkeit mit einer Vertretung der deutschen Nation am Bunde zu sichern und zu dem Ende die schleunige Revision der Bundesverfassung in Gemäßheit der gerechten Erwartungen Deutschlands herbeizuführen, wird Mir ein theurer Gedanke, wird Ziel Meines Strebens bleiben. Bayerns König ist stolz darauf, ein deutscher Mann zu sein."

Gegen 3 Uhr Nachmittags verkündeten nun öffentliche Anschläge den königlichen Befehl, daß das Militär noch an demselben Tage die Verfassung zu beschwören habe; der feierliche Akt selbst wurde auf 4 Uhr angesagt. Es rückte die ganze Garnison Münchens mit dem Generalstabe, den Prinzen Luitpold an der Spitze, aus; Prinz Karl, der Feldmarschall, war nicht anwesend, um den verfassungsmäßigen Eid zu leisten. Auch die beiden von Freising anwesenden Kürassier-Esquadronen und die sämmtliche Gensd'armerie von München wurden beigezogen. Eine unabsehbare Menschenmasse hatte sich auf dem Maximiliansplatze, wo die Festlichkeit vor sich ging, eingefunden. Ein Auditor sprach folgende Eidesformel vor: „Ich schwöre Treue dem Könige, Gehorsam dem Gesetze, Beobachtung der Staatsverfassung, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium." Immer ein Bataillon nach dem andern leistete den Eid mit lauter und kräftiger Stimme, dem jedesmal eine Musiksalve folgte. Die Näherstehenden unter den Zuschauern entblößten, der Heiligkeit der Sache gemäß, ihre Häupter so lange, als die Eidesformel dauerte. Ernst, feierlich und ohne die mindeste Störung ward diese wichtige Handlung zu Ende gebracht, worauf

der militärische Zug sich durch die Stadt zurückbewegte, wo er überall mit tausendfachem Lebehoch empfangen wurde. Alle Herzen waren an diesem glücklichen Tage nur der Freude, nur dem Guten geöffnet. Ein Landwehrmann war auf den schönen Einfall gekommen, auf eine große Tafel die Worte zu schreiben: „Auch die Armen sollen sich freuen." Diese Tafel wurde, unter Bedeckung einiger Mannschaft, sammt einer Geldkasse von zwei Landwehrmännern durch die Hauptstraßen der Stadt getragen, und der Gemeindebevollmächtigte und Bierbrauer Sedlmayr, welcher die Aufschrift: „Für die Armen" am Hute trug, hatte binnen einer Stunde die Summe von 988 Gulden gesammelt, welche dem Armen-Pflegschaftsrath übermacht wurde.

Die Studenten, welche in München, wie in Wien und Berlin, so viel zur glücklichen Durchführung der Bewegung beigetragen hatten, erhielten auf ihr Gesuch die Erlaubniß, sich zu einem Freicorps zu vereinigen, und Waffen aus dem Militärzeughaus. Feste reihten sich jetzt an Feste, um den großen Sieg des Volkes über die Monarchie zu verherrlichen. Die Stadt war mehrere Abende beleuchtet; von den Häusern und Palästen flaggten Fahnen und Fähnlein in Menge. Die Kunde von dem Großen, was die Münchener Bürgerschaft ohne blutigen Kampf in so wenigen Tagen errungen hatte, versetzte das ganze Königreich in freudige Bewegung. Es liefen von verschiedenen Städten und Orten Zuschriften ein, worin den Bewohnern der Hauptstadt die gebührende Anerkennung und Bewunderung gezollt wurde. Denkwürdig bleibt für alle Zeiten die Uebereinstimmung, welche in allen diesen Zuschriften, in allen Gauen des Vaterlandes stattfand: dieselben Bedürfnisse hatten dieselben Wünsche hervorgerufen. Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung aller Standesvorrechte, Befreiung des Grund

und Bodens von den Feudallasten, unbedingte Freiheit der Presse, Versammlungs- und Vereinigungsrecht, Freiheit des Glaubens und der Culte, Schutz der Personen nnd des Eigenthums, Schwurgerichte und Volksbewaffnung gegen innere und äußere Feinde, freie Wahl der Volksvertreter und Ausdehnung ihrer Befugnisse auf das volle Maaß der Rechte, welche von Gott und Rechtswegen einem mündigen Volke zustehen. Das Auftreten und die Haltung der Münchener war ohne Zweifel, was die Geschichte rühmend anerkennen wird, von großer Rückwirkung auf Wien und Berlin, auf das ganze deutsche Vaterland. An die schwierigen socialen Fragen scheint das deutsche Bürgerthum, wenigstens in Altbayern, wenig oder gar nicht gedacht zu haben. Als sie sich später von selbst aufdrangen, wurde der selbstsüchtige Spießbürger in allen Gauen des Vaterlandes von Angst und Schrecken überfallen. Gern hätte er jetzt die Fleischtöpfe Aegyptens an seinen Sieg gegeben. Zunftzwang und Wohlleben gilt ihm mehr als Preß- und Glaubensfreiheit.

Das dämonische Wesen, „das Mädchen aus der Fremde mit der feuchten Glut im Gazellenauge," welches so lange Zeit die Hauptstadt und das ganze Land in Bewegung gesetzt und erhalten hatte, die „maurische Gräfin Lola", wie sie der Volkswitz nannte, erschien in der Nacht vom 8. auf den 9. nochmals in München und hatte eine lange Unterredung mit ihrem königlichen Herrn und Geliebten. Der Tag, welcher die unerwartete, überraschende Kunde brachte, erweckte neuerdings das kaum beschwichtigte Mißtrauen. Man sagte laut auf den Straßen und an öffentlichen Plätzen, der König habe sich unmöglich gemacht, er müsse abdanken. Mitten unter dieser Aufregung erschienen viele gegen Lola, gegen den Hof und alle Fürsten gerichtete Flugblätter, in einer äußerst kühnen, revolutionären

Sprache abgefaßt, welche allenthalben, in den Straßen und den Wirthshäusern feilgeboten wurden.

So waren die Verhältnisse, immer mehr sah sich der König im Gedränge, immer mehr von denjenigen verlassen, welche sich „seine treuesten Freunde" nannten. Tief ergriffen über solchen Undank des Volkes, beschloß der König, die schwere Bürde der Krone abzulegen, um wieder „Er selbst" zu sein, und in wenigen Worten verkündete er dem bayrischen Volke, daß er nicht mehr regieren wolle. Die königliche Proklamation ist bekannt, doch der Vollständigkeit der geschichtlichen Epoche wegen, von der wir eben berichtet haben, will ich die gewichtigsten Worte derselben hier hinstellen. Die königliche Abdankungsurkunde lautete:

„Treu der Verfassung regierte Ich, dem Wohle des Volkes war Mein Leben geweiht; als wenn Ich eines Freistaates Beamter gewesen, so gewissenhaft ging Ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um."

Diese Worte des Königs sind hart angegriffen worden, man hat sie commentirt mit den vielen Bauten, welche der König unternommen, und mit den Geschenken, welche er mir gemacht. Ich habe mich über diesen Gegenstand genügend ausgesprochen und kann dieses Kapitel nur mit den Worten schließen:

Ihr Bayern habt das Herz eures Königs verkannt, ihr wißt nicht, oder wolltet es nicht wissen, welche erhabene Idee für Volkes Wohl in diesem Herzen lebte; nun wohlan, eine spätere unbefangene Geschichte wird über einen König richten, der zu edel dachte, um von den gemeinen Seelen verstanden zu werden, welche nichts verstehen, als vor der Macht zu kriechen — oder sie zu begeifern.

Hundertneunundsechszigstes Kapitel.

In der Schweiz.

Genf und der Genfersee. — Die Frau v. Staël. — Joseph Bonaparte. — Rousseau.

Wiederum beginnt ein neuer Abschnitt meines Lebens.

Von neuem war ich in die weite Welt hinausgestoßen.

Abermals betrat ich ein neues Land, eine neue Stadt.

Der Traum war vorüber.

Es war ein schöner Traum an der Seite eines Königs.

Doch blieb mir nicht seine Liebe, seine Freundschaft?

Stand ich nicht, wenn auch getrennt von ihm, unter dem Schutze seiner königlichen Großmuth?

So will ich denn in der freien Schweiz die freie Luft ihrer Berge und Seen athmen und die Vergangenheit zu vergessen suchen.

O, welch ein herrliches Land, diese Schweiz, wie leicht vergißt man in seiner erhabenen Natur das kleinliche Menschentreiben!

Das Dampfboot durchschneidet die bläulichen Fluthen, und das Ufergestade des Waadtlandes zieht vor meinen Blicken wie ein reizendes unbewegliches Gemälde vorüber. Bei Coppet

dachte ich an die erhabene Frau, welche in ihrem Schlosse, einem wahrhaft königlichen Wohnsitze, Leiden, die sie nie erfahren, mit so wahrem Gefühle schilderte; welche am Morgen die erhabensten Gedanken über Religion niederschrieb und Abends zur Belustigung ihrer Gäste Komödie spielte; welche den Widerstreit der Empfindungen auf eine so schöne Weise zu schlichten wußte, indem sie die Liebe und die Treue für das Herrlichste im Menschenleben erklärte. Ja, sie war eine bewundernswerthe Frau!

Da taucht Nyon vor mir auf, da auch Prangins. Prangins! das einsame Schloß am Ufer des Sees. Die Gemächer stehen leer, der Garten ist verödet. Dort auf der Terrasse wandelte jeden Morgen ein Mann mit sanftem und edlem Antlitze auf und nieder. Es war ein Mann, der in der Nähe geliebt, in der Ferne geachtet wurde, dessen Aufenthalt hier übrigens nicht von Dauer war. Dieser freundliche und gutmüthige Character, dieser bescheidene Einsiedler war zweimal König gewesen, König von Neapel und Madrid. Er hieß — Joseph Bonaparte.

* * *

Ich steige bei Ouchy an's Land und klettere nach Lausanne hinauf. Dort erging sich ein Mann, der seinen Hals mit einem seidenen Tuche umwickelt hatte und sich wie ein Leidender auf einen Stock stützte. Schweigend blickte er auf den See hinaus, nach dem unermeßlichen Panorama hinüber, welches der Widerschein der Alpen am Horizonte bildet, und nach dem Mont blanc, der riesenhaft wie eine unzerstörbare Pyramide über ihre höchsten Häupter emporragt. Sein rosenfarbener Schein milderte die Lichtspiegelung. Der Mann, welcher denkend diesem erhabenen Schauspiele zusah, war von unansehn-

licher Gestalt, aber seine großen, schwarzen Augen erglänzten in überraschendem Ausdruck. Wollt Ihr seinen Namen wissen? Er hieß — Chateaubriand.

* * *

Vevay! Du bist's, welches der Dichter unsterblich gemacht hat. Denn Dichter ist wohl Derjenige zu nennen, der alle Regungen der Religion, der Liebe und der Poesie, die das menschliche Herz bewegen, so tief empfunden und so herrlich ausgesprochen hat. Jean Jacques Rousseau wird ewig groß und rein dastehen. Der Diamant, welcher der Schlange die Zähne ausgebrochen hat, und das Glaubensbekenntniß des Emile werden ewig dauern, wie ein Gesang Homer's, wie ein Gedanke Plato's.

Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner negativen und zersetzenden Philosophie war nur auf's Zerstören gerichtet, ohne Achtung vor irgend etwas Bestehendem. Ein Mann aber ging aus der Menge hervor, welcher voll Schmerz sah, wie die Franzosen die Vergangenheit schmähten und ihre Religion, ihre moralischen Traditionen, ihren gesellschaftlichen Zustand, welche nur der Verbesserung bedürftig waren, der Verachtung preisgaben. Eine Revolution sah man kommen, aber es war Niemand da, welcher zu einer unbefleckten, hochherzigen und großen Revolution ermahnte. Voltaire häufte Trümmer auf Trümmer und wankte über Schutthaufen dem Grabe zu. Die Unwissenheit und die blinde Wuth richteten später auf den Trümmern das Schaffot auf. Jean Jacques hatte die göttliche Mission des Genies besser begriffen. Da er alle Philosophie der Vergangenheit zugewendet und der Zerstörung ergeben sah, so kehrte er sich der Zukunft zu und strebte darnach, aufzu-

bauen. Der Verderbtheit der Sitten setzte er die Empfindsamkeit der neuen Heloise, der leichtsinnigen Erziehung die ernste Zucht des Emile, der Gottlosigkeit die Achtung des Evangeliums, den veralteten Ideen des ancien régime die hochherzigen Illusionen des contrat social entgegen. Er jagte allerdings Paradoxen nach und trat oft der Wahrheit zu nahe; aber er lebte in einer Zeit, wo die Wahrheit das Laster, Paradoxe Tugend waren.

* * *

Ich stieg mit meinem Reisegefährten in einem kleinen Gasthofe zu Vevay ab und erwartete ungeduldig den Anbruch des Tages, um Clerens und Maillerie zu besichtigen. Beim ersten Morgenschein trat ich an's Fenster, um nach den Felsen von Maillerie, welche jenseits des Sees auftauchen, hinüberzuschauen. Aber das ganze Ufer ist mit Felsen umsäumt.

„Kellner, zeigen sie uns Maillerie!"

„„Madame befehlen — —.""

„Maillerie."

„„Das kenne ich nicht.""

„Das Dorf Maillerie, den Felsen jenseits des Sees, Vevay gegenüber."

„„Diesen Namen habe ich niemals gehört.""

„Ist's möglich? Woher sind Sie denn?"

„„Aus Vevay.""

„Das ist wahrhaftig eine Merkwürdigkeit, aus Vevay und nicht Maillerie kennen!

„„Ich höre diesen Namen zum ersten Male, es ist sicher ein sehr kleiner Ort."" —

„Haben Sie denn in Ihrem Leben niemals von Jean Jacques Rousseau gehört?"

„„O ja, Madame, ich weiß, daß es einen Mann gegeben hat, der Rousseau hieß und Bücher geschrieben hat.""

* * *

In Maillerie sprach ich einen Greis, einen Bauer, welcher mir Folgendes erzählte:

Jean Jacques hatte den See durchschifft und suchte, als er um den Felsen von Maillerie herumgekommen war, einen Felsenabsatz zu erklimmen, welcher eine freie Aussicht über den größten Theil des Sees gestattete. Als es ihm nicht gelingen wollte, wendete er sich an einen kleinen Hirten, der in der Nähe die Ziegen hütete: „Kleiner, willst Du mir dort hinaufhelfen?" „O ja." „Dazu gehört aber Gewandtheit." „Ich will es versuchen." Der Kleine erklimmte nun die Spitze des Felsens, und schritt bis zum äußersten Ende desselben vor, welches sich gerade über den Absatz hinabneigte. Einige Sträucher wuchsen aus dem Felsen hervor, an diesen ließ er sich auf den Felsenabsatz herab. Rousseau folgte seinem Beispiele. Als er bei seinem Führer angelangt war, brach er in die Worte aus: „O, mein Gott! mein Gott!" — Weiter vernahm das Kind nichts. — Die Natur entfaltete vor Rousseau's Augen ihre unerschöpfliche Pracht, nnd er vermochte nicht, sie bewundernd anzustaunen, ohne zuerst an ihren Schöpfer zu denken.

Rousseau zog aus seiner Tasche ein hörnernes Dintefaß und einige Bogen Papier hervor. „Mein Freund," sagte er zum Hirtenknaben, „an diesem Orte vergesse ich mich, rufe mich um 3 Uhr ab." Täglich wanderte nun Rousseau — so

fuhr der Greis, welcher kein anderer als dieser kleine Hirtenknabe war, fort, nach diesem Orte und schrieb immer noch um 3 Uhr. Dort entwarf Rousseau, begeistert vom Anblicke der Natur, seine herrlichen, unnachahmlichen Schilderungen, dort schrieb er die Briefe an Julie und gab der glühenden Leidenschaft, die seine Seele verzehrte, Worte. Dort schrieb er die liebeathmenden Worte: O Julie! Du kennst den alten Gebrauch des Leukadischen Felsens, dieses letzten Zufluchtsortes so vieler unglücklichen Liebenden; dieser hier ist ihm sehr ähnlich, der Fels ist steil, das Wasser tief, und ich bin in Verzweiflung.

Ich wollte den Felsenabsatz besteigen, um mich daselbst in süße Träume zu wiegen. In Gedanken schon dort weilend, rief ich mit Saint-Preue aus: Julie, hier seufzte der frömmste Liebhaber für Dich! — Eitle Hoffnung! — Die große Simplonsstraße geht in dieser Richtung, und der Felsen von Maillerie und alle poetischen Erinnerungen sind in die Luft gesprengt. Der Greis war das einzige Ueberbleibsel dieser Geschichte. —

* * *

Von Genf und den Genfern giebt es genug zu sprechen. Woher aber den Muth nehmen? In keiner anderen Stadt sind die Menschen so empfindlich. Herr Raoul-Rochette — Calvins Schatten möge es ihm verzeihen — war einmal so verwegen zu schreiben, in Genf finde man die Feinheit und Urbanität des Comtoirs. Dieser Ausspruch brachte eine so allgemeine Gährung und Erbitterung hervor, daß der gelehrte Akademiker sich genöthigt sah, in einem öffentlichen Blatte zu erklären, er habe die beste Absicht bei diesem Ausspruche gehabt.

* * *

Es giebt in Genf, in dieser Republik, zwei Aristokratien, eine Geld- und eine Gelehrten-Aristokratie. Die Gelehrten verachten die Ignoranten, wie die Reichen die Armen. Die Reichen und die Gelehrten bewohnen den oberen Theil der Stadt. Der Fremde allein kann die ungeheure Kluft ermessen, welche beide Klassen der Gesellschaft trennt. Die Einführung der Gleichheit würde eine ungeheure Verwirrung der Republik zur Folge haben, ich meine nämlich die Gleichheit der Sitten. Wissenschaft, Gesetzgebung, Chemie, Botanik sind vorzugsweise im oberen Theil der Stadt zu Hause. Dort sind auch die bedeutendsten Comtoirs. Im unteren Theil haben sich der Handel, die Uhrmacher, die schönen Künste und der gesunde Menschenverstand angesiedelt.

* * *

Wer Genf recht kennen lernen will, der muß es Sonntags todt und schweigsam wie Pompeji sehen. Ein Kaufmann, der sich einfallen ließe, Sonntags seinen Laden zu öffnen, würde eine Revolution herbeiführen, und wagte er diese Verwegenheit während der Predigt, so würde er sein Leben auf's Spiel setzen. Die Genfer sind nicht liebenswürdig, ihre Frauen würden es sein, wenn sie den Muth hätten. Zwar sind die Männer beschäftigt, — aber das Auge des Pastoren hält strenge Wache. Mildthätigkeit wird in Genf genug geübt, wenn man hierunter bloß Geldunterstützung an die Armen und selbst die Bemühungen zur Verbesserung des Strafsystems versteht. Hinsichtlich der Prüderie der Sitten und der boshaften Nachreden ist aber Genf nicht besser, als ein Dorf, und die Nachsicht gegen die Fehler der Nächsten ist gänzlich unbekannt.

* * *

Das Glockenspiel zu Genf spielt jeden Abend um 9 Uhr die Arie des „Clair de la Lune“. Wenn die Arie zu Ende ist, werden die Thore unwiderruflich geschlossen. Ein Engländer wollte einst nach der Zeit eingelassen werden, man hielt ihm den unabänderlichen Befehl der Polizei entgegen. „Ich will bezahlen.“ „Mylord, das Gesetz ist für Jedermann, so ist's Gebrauch in der Republik.“ Die Republik! murmelte der Engländer; dann fragte er mit der Hand in die Westentasche greifend: „Wieviel wollt ihr für eure Republik haben?“

* * *

Lord Byron wohnte am Ufer des See's im Dorfe Cologny. Der Anblick des See's begeisterte ihn. „Schöne See!“ ruft Child-Harold aus, „Du erinnerst mich nicht an die unreine Welt, welche ich fliehe. Sonst schwelgte ich im Wellengetöse des zürnenden Oceans; aber die Stimme deiner Wogen ist die einer geliebten Schwester. Ich höre sie; sie wirft mir die düsteren Freuden der Vergangenheit vor.“ Als Lord Byron aus den Wellen die verfallenen Thürme des Schlosses Chillon auftauchen sah, da durchdrang seine Seele das Gefühl, wie schrecklich eine lange Gefangenschaft an diesem Orte sein müsse. Es war Niemand vorhanden, der ihm die Geschichte Bonnivand's hätte erzählen können. Da bevölkerte der Dichter diesen Ort mit den Gebilden seiner Phantasie. Wer könnte aber wohl die Leiden des Gefangenen von Chillon mit trockenen Augen lesen?

* * *

Lord Byron brachte, wie alle Fremden, Empfehlungsbriefe mit nach Genf. Er besuchte die Aristokratie der Stadt, d. h. die Kaufleute und Gelehrten. Mehrere Professoren der Aka-

demie nahmen ihn natürlich sehr zuvorkommend auf, und der Dichter lud sie zu sich nach Cologny ein. Als der Tag da war, machte sich die Gesellschaft auf den Weg. In des Dichters Behausung wird ihnen gesagt, derselbe sei ausgegangen. „Vermuthlich kömmt er bald wieder?“ „Nein, meine Herren, Mylord hat den See Wellen schlagen sehen; er liebt den Sturm und hat dem Schiffer befohlen, ihn nach dem Schlosse Chillon zu fahren.“ — „Wissen Sie das bestimmt?“ — „Ganz bestimmt.“ — „Und er hat keinen Befehl hinterlassen?“ — „Keinen! Er hat gesagt, daß er zum Mittagessen nicht zurückkehren würde.“ — An jedem anderen Orte wäre dieser Vorfall unangenehm gewesen; in Genf wurde die Mystification durch die Würde der Personen, denen so übel mitgespielt war, noch belustigender. Die Herren Professoren kehrten hungrig nach der Stadt zurück; aus Furcht vor den Sarkasmen beschlossen sie aber, die Sache geheim zu halten.

* * *

Wenn man nach einer Situation, wie die meinige in München war, wenn man nach einem so wechselvollen Schicksale sich so plötzlich an den Genfersee versetzt sieht, dann muß man unwillkührlich mit Child-Harold rufen: Du erinnerst mich nicht an die unreine Welt, welche ich fliehe. Wirft man dann aber einen Blick auf Genf's Wetterdächer, dann wird man wieder inmitten des wogenden Lebens geschleudert, dann treten plötzlich wieder alle Kämpfe des Menschendaseins mit seinen Thorheiten, seinen Nichtigkeiten, seinen Jämmerlichkeiten, seinem Wahne vor unsere Seele.

Genf, diese kleine Stadt von vielleicht nur 40000 Einwohnern, fehlt es seiner Geschichte an irgend einem Gräuel,

an irgend einer Schande, welche die Geschichte der größten Staaten des Despotismus beflecken? —

Calvin! Rousseau! Voltaire! Welche drei Geister schweben über dieser Stadt, deren hügeliger Boden blutgetränkt ist, deren Geschichte trotz der großen Intelligenz, welche hier geboren wurde, so unheimlich düster und traurig ist, als hätte niemals ein besserer Genius in ihren Mauern geweilt.

Hundertneunundsechszigstes Kapitel.

Die Geschichte einer Republik.

Der Cultus der Bank. — Necker. — Ein Esel bringt den Genfern die Freiheit.

Was das alte Genf an Reformatoren von Frankreich erhalten, hat ihm das neue an Revolutionären und Doktrinären zurückgegeben. —

Genf ist nicht Norden und noch nicht Süden, noch nicht ganz Frankreich und auch nicht Italien, weder eine große noch eine kleine Stadt, weder Hauptstadt noch Provinz, weder Fisch noch Fleisch, weder Universität noch Kapelle, sondern ein merkwürdiges Mittelding mit großer Arroganz seiner adeligen Bürger und seiner räsonnirenden Gelehrten.

Wenn es jemals eine Gesellschaft verdient hat von der Volksfluth ersäuft zu werden, so ist es dieses Bürgerthum, das sich den andern Klassen gegenüber mit großen Prinzipien der Freiheit brüstet. Dieses Bürgerthum griff den Adel an aus Groll darüber, daß es nicht auf dem Fuße der Gleichheit mit ihm stand, und es untergrub rechts und links die sonstige große Europäische Gesellschaft, um seiner Eitelkeit zu genügen.

Genf war der Heerd, auf welchem alle jene kleinen Pfeile geschmiedet wurden, welche nicht mit einem Male zu Tode werfen, sondern durch ein unaufhörliches böses Kitzeln reizen, erbittern und desorganisiren.

Die Bürgerschaft, wie man sie in Frankreich versteht und wie man sie in andern Ländern zu fühlen anfängt, hatte in Genf ihren ersten Tempel und ihre ersten Apostel.

Der Cultus der Bank steht dem Cultus Calvins gleich, und das Geldverdienen liegt unmittelbar neben der Bibel. Der Gott des Discontirens ging von hier nach Frankreich, um die Könige und Völker zu beherrschen.

Genf und Necker stehen in meinen Gedanken immer beisammen, Necker, der nicht nur den Funken in die brennbaren Stoffe warf, sondern dieselben auch noch so viel als möglich vermehrte. Er, ein reines Erzeugniß des Genfer Geistes, war der vollständigste Ausdruck der Phrasenmacherei und der politischen Ohnmacht. Aus Sorglosigkeit wie aus Bürgerglaube bahnte er den Weg, den der königliche Märtyrer von den Tuilerien nach dem Schaffotte zurücklegen sollte. Er entzündete den entsetzlichsten Brand, um das Vergnügen zu haben, sich geltend zu machen, und gedachte ihn in bürgerlicher, Genfer Weise durch langweilige Redensarten wieder löschen zu können. —

Die Minerva Genfs ist die Frau von Staël. Sie wird hier fast vergöttert. Sie war, aller persönlichen Liebenswürdigkeit ungeachtet, die Hand, welche, sicher ohne einmal zu ahnen, die ersten Holzstücke zu dem Schaffotte der Marie Antoinette herbei trug, jener schönen Blüthe eines fleckenlosen Geschlechtes, eines Opfers, das als der reinste Ausdruck des ritterlichen und adeligen Sinnes ausgewählt wurde und bluten mußte. Es gab damals immer eine Frau, welche die Leidenschaften des

Augenblicks in sich vereinigte. Nach Marie Antoinette kam Frau von Staël für das doktrinäre Bürgerthum, Madame Roland für das republikanische Bürgerthum und die Strickerinnen endlich für den schrecklichen „Berg".

Frau von Staël suchte das Canapé auf den Trümmern des Thrones und den Großvaterstuhl statt des Sessels der Herzoginnen aufzustellen, auf dem sie sich allerdings gern selbst niedergesetzt hätte.

Auf den Genfer Thalern steht: Post tenebras lux. So ist es seit Calvin. — Jeder Genfer hält sich für einen Strahl oder gar für das ganze Licht. Man erkennt ihn überall, wo man ihm begegnet, an dem anmaßenden Wesen, das er besitzt. Die Genfer schreiten stolz einher wie Pfauen. Sie sind geboren und vorherbestimmt, um weiße, große, gesteifte Kravatten und das rothe Band im Knopfloch zu tragen.

In keiner Stadt Frankreichs, ja in keiner preußischen und russischen Stadt wird man so viele mit Orden geschmückte Männer finden, als in dieser stolzen Republik. Paris lag ja aber auch so nahe, und die Vorzimmer der Minister und einflußreiche Herren sind so geräumig! —

Dagegen wird man aber auch selten in einer andern Stadt auf den Promenaden, Straßen und Plätzen Leute sehen, welche so viele äußere Zeichen des Wohlstandes und der Reinlichkeit an sich tragen. Alle sehen selbst am Sonnabend wie Krämer im Sonntagsstaate aus, und die Damen, die eleganten und nicht eleganten, scheinen alle achtbare Genferinnen zu sein, woran aber, wie gesagt, die Pastoren ihren guten Antheil haben mögen! —

Der kriegerische Löwe fand sich auch hier, wie anderwärts, und das hat seine Ursachen. Die ganze respectvolle Bürgerschaft spielt nämlich Soldaten. Aber man bemerkt

hier nicht die kräftige Breitschultrigkeit der anderen Cantone: es ist vielmehr die Pariser Nationalgarde mit dem Voltigeurbauche und dem schönsten Sonntagsputze. Ein zahlreicher Stab galoppirte umher und zog den Degen bald aus der Scheide, bald steckte er ihn wieder ein; kurz, es gab einen Ueberfluß von wichtigen Personen bei der Musterung von drei Bataillonen friedlicher Bürger.

Wenn die Manöver, welche ich zufällig ansah, außerordentlich kriegerisch waren, so wurde die Rückkehr der Bürgerkohorte gar ein kriegerischer Triumphzug. Fast die ganze Einwohnerschaft, die, welche die ersten Etagen bewohnt, und die, welche aus dem Dachstübchen herabgestiegen war, wanderte in Masse aus der Stadt hinaus, die Wälle, die Wege, die Hecken waren mit Menschen bedeckt und überfüllt, und es gab Begrüßungen, Lächeln, Glückwünsche und sogar Bravo's, als wenn die tapfern Truppen einen neuen Angriff der Savoyer zurückgeschlagen hätten. Und die Legionen zogen stolz und aufgeblasen zwischen diesen Menschenreihen hindurch.

Um ein drohendes Aussehen zu erhalten, umgiebt sich Genf mit einem Gürtel von Wällen, Brustwehren, Glacis und anderen Außenwerken einer Festung, — ungefähr wie Jemand sich in ein weißes Tuch hüllt, um Weiber und Kinder zu erschrecken. Wenn der Fall eintreten sollte, würden die Franzosen alles das mit einem Fußtritte dem Boden gleich machen und über die dicken Wanste der Vertheidiger hinwegschreiten.

Man rühmt übrigens, daß die Genfer Muth und republikanischen Eifer besitzen. Nichts fürchten sie mehr, so heißt es weiter, als die Eroberungslust der Franzosen, und nichts jagt ihnen größeren Schrecken ein, als der Gedanke, von diesen unbequemen Nachbaren einmal wieder in die Tasche gesteckt und als Departement des ruhmreichen Frankreichs der großen

Nation als ein kleines Geschenk überreicht zu werden. So offenbarte sich der Unabhängigkeitssinn der Genfer namentlich bei der Gelegenheit, als Frankreich wegen des Aufenthalts des Prinzen Louis Napoleon in der Schweiz ein Heer an der Schweizer Grenze sammelte, ein Heer, welches so eben diesem Louis Napoleon geholfen hat, einen Staatsstreich auszuführen. Damals eilten in der That alle Genfer mit Schaufeln und Hacken auf die Wälle, um an deren Verstärkung zu arbeiten. Aller Zwist war vergessen, die Begeisterung ergriff alle Klassen, selbst die Damen legten mit Hand an's Werk, und die Franzosen, wären sie wirklich gekommen, hätten vielleicht einen stärkeren Widerstand, als sie hofften, zu überwinden gehabt.

Trotzdem beklagen sich die anderen Schweizer, daß Genf seit langer Zeit schon keiner schweizerischen, sondern einer französischen Politik huldige, und daß es sich bei den letzten Unruhen den liberalen Cantonen nicht angeschlossen habe.

Wenn gegen nichts, so möchte ich gegen diese Vorwürfe die guten Genfer in Schutz nehmen.

Aber auch die Geschichte dieses Cantons nimmt Genf gegen diese Vorwürfe in Schutz; denn wenn sie solche auch nicht als grundlos darstellt, so entschuldigt sie solche wenigstens.

Die Geschichte dieses Freistaates ist zu merkwürdig, um nicht einen Augenblick bei ihr zu verweilen.

Seit dem 4. Jahrhundert war Genf ein Bischofssitz. Die Bischöfe von Genf waren, wie alle Bischöfe und geistlichen Herren damals, kleine Päpste, welche sämmtliche Hoheitsrechte souveräner Fürsten an sich zu bringen wußten und ausübten. Daher waren in der Zeit, da sich das Patriziat, d. h. im modernen Sinne der Bürger-Adel, zu bilden begann, also im 13. Jahrhundert, beständige Fehden zwischen den Bischöfen, den Grafen von Genf und den Bürgern. Aus diesen Zwistigkeiten

brachten die Bürger manche Rechte heim, die sie sich nicht leicht wieder nehmen ließen. Dennoch aber vermochten sie nichts gegen die mächtigen Herren, welche das kleine Land umgaben; und die Grafen von Savoyen, welche die gräflichen Rechte über Genf dem letzten Grafen von Genf abgekauft hatten, zögerten nicht, diese geltend zu machen, um ihre ehrgeizigen Absichten durchzusetzen. Das Haus Savoyen machte nun den Schiedsrichter zwischen dem Bischofe und den Grafen von Genf und setzte Mitglieder der gräflichen Familie zu Bischöfen ein. Die Bürger aber gewannen bei dieser Maßregel nichts, als daß sie jetzt vom Bischof und Grafen gemeinsam bedrängt wurden und sich nun durch Bündnisse mit Bern und Freiburg zu retten suchten.

Dieses Bündnisses ungeachtet steigerte sich der Druck und der Unwillen immer mehr, bis sich endlich ein Eselsschwanz in's Mittel legte und der Urheber der Genfer Freiheit wurde. Die Sache verhielt sich also.

Ein Paar junge, übermüthige, vielleicht berauschte Bürger schnitten einem Esel*), welcher dem Großrichter Grossi gehörte, den Schwanz ab und führten ihn so durch die Straßen, indem sie ausriefen: Wer kauft das beste Stück von dem gro-

*) Seitdem diese Geschichte mit dem Eselsschwanze vorgefallen ist, und die Genfer ihm die Freiheit zu verdanken haben, scheinen sie mit diesem Thiere eben solche Abgötterei zu treiben, wie die Aegypter mit ihrem göttlichen Ochsen, dem Apis. Es scheint jedenfalls sehr bevorzugt zu sein. Man sieht in Genf eine Unzahl von Eseln, die Landbewohner führen täglich ihre Vorräthe mit einem Eselsgespann nach der Stadt, und es währt lange, ehe man sich an das unharmonische Eselsgeschrei gewöhnt hat, welches in allen Straßen Genfs unsere Ohren auf eine sehr unangenehme Weise belästigt.

ßen Esel? — Dieses bezog der Großrichter auf sich. Nun wurden die Urheber gestraft und verbannt, es entstand ein Krieg, Bern und Freiburg leisteten Hülfe, und die Sache endete mit der Niederlage Savoyens und der Flucht des Bischofs.

Seit dieser Zeit ist Genf frei.

Die Reformationskämpfe hatten natürlich auf diese politischen Zwistigkeiten einen bedeutenden Einfluß. In Genf, im ganzen Waadtlande hing das Volk der neuen Lehre an, welche der Herzog von Savoyen und der Bischof auf's Grausamste verfolgten, aus diesen hieraus entstehenden Kriegen Savoyens mit Bern, Freiburg und Wallis, ging Genf als selbstständiger Freistaat hervor.

Aber es erging diesem Freistaate wie allen andern Schweizerischen Republiken. Eine herrschsüchtige Aristokratie nahm die Stelle der Bischöfe, Grafen und Herzöge ein, welche sich, um sich zu behaupten und da sie den Haß des Volkes auf sich gezogen hatte, mit der Aristokratie von Bern und Zürich verbinden mußte.

Dies geschah im Jahre 1707; ein fürchterliches Blutbad, in welchem die Anführer des Volkes niedergemetzelt und hingerichtet wurden, war die Folge dieser Auflehnung gegen die herrschenden Familien.

Die Bürger lagen in dieser Republik mit den sie regierenden Familien eben so in Streit, wie anderswo die Völker mit den Monarchen, die verschiedenen Republiken mußten sich mehremals gegenseitig zur Behauptung der herrschenden Familien unterstützen, aber Anno 1782 wurde die Regierung in Genf vom Volke auseinander gesprengt; doch führten sie Frankreich, Savoyen und Bern wieder zurück, und ein fürchterliches Strafgericht erging über die Volkspartei. Fast alle Rechte der Bürgerschaft wurden aufgehoben, harte Verfol-

gung traf jeden, welcher bei den Unruhen betheiligt war, und die Genfer Rathsherren, welche schon früher Rousseau's Schriften durch Henkershand hatten verbrennen lassen, unterdrückten jetzt alle Bücher und Zeitungen, welche die Zustände der Republik besprachen, und hielten durch eine starke Garnison die Bürgerschaft nieder.

Die französische Revolution machte diesen Zuständen ein Ende, auch hier stürzte das politische Gebäude so vieler Jahrhunderte, welches gleichwohl nur durch Gewalt aufrecht erhalten worden war, morsch zusammen. Das Volk fiel über die herrschende Partei her, und alle Furien der Rache für Jahrhunderte langen Druck wurden losgelassen. Ganze zwei Jahre hindurch regierte ein Revolutions-Tribunal in Genf, bis endlich 1796 die Ruhe und Ordnung einigermaßen wieder hergestellt wurde. Die Rechte der Bürger wurden in einer Verfassung festgestellt, vollkommene Gleichheit eingeführt, die Republik erholte sich allmählig wieder, wurde aber 1798 dem französischen Reiche einverleibt, von welchem sie erst 1814 wieder losgetrennt wurde.

Genf wurde ein Schweizerkanton, und seine Verfassung erhielt wieder ein aristokratisches Uebergewicht, bis abermals von Frankreich aus der Impuls zu einer neuen Umgestaltung der Dinge gegeben wurde, welche indessen das Heft der Regierung auch nur in den Händen der Geldaristokratie ließ. 1841 änderte sich dieses in etwas, es wurde eine Constitution entworfen, welche die Souveränetät des Volkes proclamirte und den Genfern von ihrem 21. Jahre an, mit Ausnahme der Bescholtenen, Falliten und Almosenempfänger, die Wahlrechte zusicherte. Daneben wurden alle übrigen staatsbürgerlichen Freiheiten: Preßfreiheit, Associationsrecht, Geschwornengerichte, Lehr- und Lernfreiheit eingeführt, und bei Allem

diesem — blieb die Regierung vor wie nach in den Händen der Geldaristokratie.

Konnte dieses anders sein?

Wird es je anders sein?

Wird nicht in Genf wie überall das Proleteriat von den Besitzenden abhängig bleiben?

Ist die Gleichheit vor dem Gesetze mehr als eine Phrase? Wird sie ohne die Gleichheit des Besitzes für das Volk von irgend einem besonderen praktischen Werthe sein? —

Und ist die Gleichheit des Besitzes nicht für alle Zeiten ein Ding der Unmöglichkeit?

Giebt eine sechstausendjährige Geschichte nicht Zeugniß dafür?

Helft euch aus diesem Dilemma heraus, ihr staats- und superklugen Volksvertheidiger, denen keine Regierung recht ist, keine Regierung volksthümlich genug scheint, und die dennoch sich eingestehen müssen, daß ihre Idee unausführbar und gegen alle bisherige Erfahrung sei. —

Hoffentlich werdet ihr nicht glauben, daß es die Pflicht eines Weibes sei, euch aus diesem Dilemma herauszuführen.

Aber es wäre recht gut, ihr Volksmenschen, wenn ihr alle nach den gesegneten Ländern der Freiheit, nach Amerika und der Schweiz auswandertet, ich glaube, ihr würdet noch einmal so klug wieder heimkehren.

Warum verbieten die Regierungen ihren Unterthanen, die Schweiz zu besuchen?

Warum wird dieses Land als ein Sammelplatz der revolutionären Propaganda verschrieen, warum wird es mit scheelen Augen angesehen? —

Wäre ich Regent eines unruhigen Volkes, ich würde wo möglich alle unruhigen Köpfe auf ein oder ein paar Jahre

nach der Schweiz verbannen, und ich bin gewiß, daß sie die besten Unterthanen sein werden, wenn sie zurückkehren.

Es giebt keinen politischen Flüchtling in der Schweiz, welcher nicht mit völlig verkehrten Begriffen von Schweizer-Freiheit hierher gekommen wäre, und nur zu bald, völlig enttäuscht, die republikanische Freiheit eines Landes zu rühmen aufhören wird, welches bisher sein Ideal gewesen.

Selbst die eherne Statue Rousseau's wird den Freiheitsschwärmern nicht gefährlich. Wie hätte es sonst die Regierung auch über sich vermocht, ihm ein solches Denkmal zu setzen? — Wenn das Volk von Genf seine Regenten beunruhigen will, dann zieht es bei diesem Denkmal vorüber, um den Verfasser „des bürgerlichen Vertrags" und den Mann zu begrüßen, der von chimärischer Freiheit träumte.

Aber das ist ja eine ganz unschädliche Demonstration.

Der Friedhof hat mich einigermaßen mit den Genfern, diesen trocknen Geldmenschen und kalten Rechnungsmaschinen versöhnt, überall sind Ruhebänke neben den Gräbern angebracht. Die Lieben kommen also bisweilen dahin, um diesen geweihten Ort zu betrachten. Der Tod hat nicht alle Banden zerrissen, und der traurige Cultus der Andacht und der Erinnerungen unterhält die Verbindung mit denen, die man verloren hat. Das ist rührend. Das Herz führt an das Grab und hält da fest, und in diese Huldigung des Schmerzes mischt sich nichts Weltliches.

Ich traf bei diesen Gräbern einen polnischen Grafen, den Herrn A. v. G . . . . i. Er hatte Deutschland und Frankreich bereist und gedachte sich längere Zeit in der Schweiz aufzuhalten, um auch dieses Land zu studiren.

Wir vertieften uns in ein Gespräch, und zu meiner Ver-

wunderung bemerkte ich, daß dieser polnische Graf die politische Lage anders beurtheilte, als sie die Polen gewöhnlich zu beurtheilen pflegen.

Dieser Graf lobte Alles, was seine Landsleute gewöhnlich zu tadeln pflegen, und selbst mit den Jesuiten schien er auf sehr gutem Fuße zu stehen

Ich wurde ein wenig heftig, als er von den Jesuiten sprach, ich hatte Ursache genug, kein gutes Haar an ihnen zu lassen, aber der Graf blieb bei dem Allem sehr gelassen und sagte mir:

Bereisen Sie die ganze Schweiz und gehen Sie dann nach Freiburg, wo die Jesuiten ihren Sitz haben, vielleicht kommen Sie dann auf andere Gedanken.

Meine Meinung über die Jesuiten steht bei mir fest.

Sie werden sie ändern.

Es müßte ein Wunder geschehen.

Sie müßten nur unbefangen beobachten.

Ich besitze kein Vorurtheil gegen irgend Jemand, meinen Ansichten liegen Erfahrungen zu Grunde.

Sie werden dort andere Erfahrungen machen.

Nun, lassen Sie hören, welche Erfahrungen haben Sie in Freiburg über die Jesuiten gemacht?

Das ist etwas, was sich nicht in aller Kürze mittheilen läßt.

Nun, so wählen Sie längere Zeit, ich rechne auf das Vergnügen, Sie recht bald bei mir zu sehen.

Der Graf gab mir das Versprechen und schon am andern Tage erhielt ich seinen Besuch.

Ich habe so viel Böses von den Jesuiten gesprochen, und ich hatte Recht.

Auch jetzt noch habe ich keine andere Meinung von diesem

Orden bekommen, welcher sich mit so vielem Fluche belastet hat.

Aber ich will das wiederholen, was mir der Graf gesagt hat, und welches gerade jetzt wieder so große Bedeutung gewonnen hat, da die Regierungen zum großen Theil jetzt ähnlichen Prinzipien zu huldigen scheinen.

Hundertundsiebenzigstes Kapitel.

Die Jesuiten.

Durch die Intelligenz zweier Jahrhunderte sind die Jesuiten, diese entsetzlichen Gespenster, bekämpft worden. Wie die ganze Generation, welcher ich angehöre, hatte ich mehr oder minder alle Anklagen gegen die Jesuiten und den Jesuitismus gelesen. Es ist nicht allzu lange her, daß ich auf meiner Reise durch Deutschland überall von dem „ewigen Juden" verfolgt wurde, den ich auf jedem Tische, in jedem Journale, im Schaufenster jedes Buchhändlers, in den Hütten wie in den Palästen fand. Auch in Freiburg begegnete er mir, obwohl, aus Furcht vor dem Rosenkranze der Jesuiten, nur im Geheimen.

Ich war hier an der Quelle, ich wollte einmal von Angesicht zu Angesicht den Orden kennen lernen, welchen der unversöhnliche Haß seiner Feinde schon zu etwas Großem macht. Oftmals zu Boden geworfen von denen, für welche sie in die Schranken traten, für die sie so tapfer gekämpft hatten, verlassen, verhöhnt, niedergedrückt und verfolgt, sind die Jesuiten dennoch niemals vernichtet worden. Denn nie gaben sie die

Hoffnung auf, niemals verleugneten sie ihre Grundsätze; im Kampfe stolz und ergeben, warfen sie, so lange ihnen nur noch ein Lebensfunke übrig blieb, den Fehdehandschuh hin, schleuderten den Bannstrahl demjenigen entgegen, was sie mit Recht oder Unrecht für den Geist des Bösen, was sie für eine gefährliche Tendenz oder eine böse Leidenschaft der Zeit hielten.

Dieser Muth im Ausharren und Leiden, diese unzerstörbare Zähigkeit erregte Entsetzen.

Königthum und Adel, Papstthum und Geistlichkeit, Alle haben vor den sogenannten modernen oder emancipirenden Ideen, welche unsere Zeit zersetzen und völlig umformen, das Haupt geneigt, sich gebeugt und ergeben. Aber alle haben es nur mit Widerstreben, mit inneren Verwünschungen gethan. Die Jesuiten, diese muthigen Dulder nur allein, haben sich offen dem reißenden Strome entgegen geworfen, welcher die Vergangenheit überbraust, und alles Ueberlieferte vernichtet und mit sich in den Abgrund reißt.

Und bei dem Anblicke einer so unbeugsamen Organisation sollte man nicht ergriffen werden! — Wenn der Rost alle Stäbe zerfressen hat, auf welche sie sich stützen, wenn sie einen Wagen ziehen, dessen Räder abfallen und in Stücke brechen, dann bleibt ihnen wahrlich wenig Hoffnung zum Siegen: aber einen Muth, welcher dennoch bis zum letzten Athemzuge ausharrt, muß man bewundern, wenn man auch kein Freund der Jesuiten ist; ohne ihnen den Sieg zu wünschen, kann man es dennoch wohl unterlassen, sie mit Koth zu werfen. —

Die Jesuiten vertheidigen die Vergangenheit, welcher sie angehören; wissen sie, ob sie eine Zukunft haben werden? —

Ich glaube nicht, aber zwingen uns nicht alle großen, gewaltigen Erscheinungen, und wären sie auch noch so entgegengesetzt, die Sieger und die Besiegten, Cäsar und Cincinnatus,

Huß auf dem Scheiterhaufen und der Papst unter der dreifachen Krone Bewunderung auf?

Die Jesuiten wirken auf die geistige und weltliche Herrschaft der Kirche. Dieser Kampf ist ein alter, welcher mit dem ersten Lichtscheine begann, der das Mittelalter durchzuckte. Die zum Selbstbewußtsein und zur Kraft gelangte bürgerliche Gesellschaft war immer bestrebt, den Einfluß der Kirche zu schwächen und sich ihrer Ueberwachung zu entziehen. Entweder die Kirche oder der Staat muß die Oberhand behalten. Kann die Kirche unabhängig und neben der bürgerlich constituirten Macht eines Landes gehen, und ist nicht das Streben nach Herrschaft allen denen natürlich, die sich stark fühlen und an einer organisirenden Idee festhalten?

Die Frage wird auf dem Punkte, auf welchem sie jetzt steht, immer verwickelter. Die Kirche vermag die Gesellschaft und den Staat nicht mehr zu beherrschen, dieser muß vielmehr jetzt die starke Stütze des Cultus sein.

Nachdem das Papstthum das Herz der Völker in jenen Felsen umgewandelt hat, auf welchem der Heiland sein Reich gründete, wird es niemals jene Einheit wieder erlangen, die in seinen eigenen Händen auseinander gerissen wurde.

Das Papstthum hat die Menschheit erzogen. Für alle Zeiten sind durch seine Jahrhunderte lange Arbeit Religion und Cultus unzerstörbar geworden. Jede Gewalt, jede Regierung, jede Gesellschaft trägt das Gefühl in sich, nur in der Religion die Kraft zu finden, die Licht und Leben giebt.

Wer wirft sich vor der Vergangenheit dieser päpstlichen Gewalt nicht nieder und wer kann verkennen, wie viel Poesie und Wahrheit sie in die Welt brachte? Aber das geheimnißvolle Band, das die Völker an sie knüpfte, ist zerrissen und verschwindet je mehr und mehr.

Die Einheit und die Stärke sind die Urbedingungen der Gesellschaft, die eine kann ohne die andere nicht bestehen. Die Menschheit unterwirft sich ihnen und sucht sie auf. Sie empfindet vielleicht jetzt schmerzlich, was sie verlor, als Saiten zerrissen, die sie sonst gebunden hielten, und die unter dem geistlichen Einflusse so wohllautend tönten. Der ohrzerreißende Klang des Augenblickes der Trennung ist noch nicht verklungen. Wird aber die Weltgeschichte jemals rückwärts gehen?

Die alleinige Bürgschaft der Kirche liegt in ihrer Oberherrschafft. Da ist die stärkste Einheit, da ist der Schild gegen die so zersetzenden Tendenzen der freien Forschung. Aber wer in unsern Tagen ist nicht mehr oder minder davon angesteckt?

Die Kirche des Orients hat ihr Heil vielleicht in der Vereinigung mit der Macht und in der Unterstützung derselben gefunden. Sie wird aus ihrer langen Ruhe heraustreten, die Taufe in jene unermeßlichen Fernen Asiens tragen, wohin ihr die Macht sicherlich den Weg bahnt, und ihrerseits die Wohlthaten eines geordneten Staates verbreiten.

Wie die Kirche des Abendlandes, so geht die Kirche des Orients einzig und allein aus dem Glauben und aus der Autorität der Tradition hervor; der Zweifel der Confession hat an ihr noch nicht genagt.

Nach den großen Mühen und den Jahrhunderten der Gregore und Bonifaze wird die Weltaufgabe und die Existenz des Papstthums in Zweifel gezogen. Es ist wahr, wenn man es auch beklagen muß.

Das Papstthum, diese riesige Institution der Zeit, scheint schon der Geschichte anzugehören und bestimmt zu sein, in den kommenden Jahrhunderten der Einwirkung des ewigen Gesetzes zu unterliegen, dem Alles, was besteht, anheimfällt.

Seine letzten Stützen sind die Jesuiten, sie sind seine letzten Ritter, seine Märtyrer. Wenn sie unterliegen und zu Grunde gehen, wird zwar dennoch die Religion alle Erschütterungen der Zeit überdauern, aber um das Papstthum ist es geschehen.

In Allem, was die Jesuiten begründen, unternehmen oder leiten, erkennt man eine Ordnung, eine Harmonie und eine Vollendung, die man sonst wo vergeblich suchen würde. Die Anstalt in Freiburg ist ein bewundernswerthes Beispiel davon. Sämmtliche Einrichtungen der Anlage, der Vertheilung und Benutzung der kleinsten Theile des Gebäudes lassen einen tiefen Gedanken erkennen, der Raum und Zeit mit dem Alter, den Arbeitsstunden, den Graden des Unterrichts, der Bildungsfähigkeit und den Erholungen der Zöglinge in Einklang bringt. Das Kind, der Jüngling, der hier seine Studien vollendet, für ihn ist Alles in bewunderungswürdiger Weise beachtet und durchdacht. Alles erhält den wohlüberdachten Antrieb, ohne daß der Funke, von welchem er ausgeht, ein peinliches Gefühl, einen Stoß, eine Erschütterung verursacht.

Ein Staat, welcher es sein mag, Monarchie oder Republik, der die Oberhand über den Unterricht, über die Erziehung des Volkes erhalten will, um ganze Generationen unter dem Einflusse eines und desselben Gedankens groß werden zu lassen, wird, wenn er nicht bloß den Unterricht beaufsichtigen, sondern die Erziehung vollenden will, niemals nützlichere Werkzeuge und gewissenhaftere Vollstrecker seines Willens finden, als es die Jesuiten sein könnten, wenn ihre Existenz ohne das Papstthum möglich wäre.

Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Gesellschaft die Bedingungen einer inneren nothwendigen Entwickelung er=

füllen kann, ohne aus den von der Zeit geweihten Formen und Geleisen herauszukommen, in dem Glauben, daß Alles seinen Platz in der alten und sonst mächtigen kirchlichen und bürgerlichen Rangordnung erhalten könne, welche während so vieler Jahrhunderte unter verschiedenen Benennungen die staatlichen Interessen ordnete und leitete, sind die Jesuiten in dieser Hinsicht aufopfernde und ergebene Erhalter, und zwar ohne alle Heuchelei. Ihren Zöglingen flößen sie dieselben Ansichten und Ueberzeugungen ein.

Die Art, in welcher die Jesuiten auf ihre Zöglinge Eindruck machen und dieselben leiten, die Kunst, mit welcher sie den Wünschen entgegenkommen und die geistige Thätigkeit nach einer bestimmten Richtung leiten, macht den Geist ihrer Schüler bildsam und weich. Jede Aeußerung des Willens wird von dem Erzieher absorbirt; der Jüngling macht keine Anstrengung zur Forschung, und der junge Mann verliert die Gewohnheit der energischen und individuellen Thätigkeit seines Gedankens, wie die der selbstständigen Leitung seiner Handlungen.

Dies ist der Schatten in dem sonst so lichten Bilde.

Aber es ist gewiß, daß sich Andere derselben Wege und Mittel, derselben Waffen bedienen, Der auflösendste Radicalismus möchte die Menschen, ganz so wie die Jesuiten, zu den Grundsätzen erziehen, die er für die besten hält. Auch er ist herrschsüchtig, ausschließend, so absorbirend im Namen der Freiheit und der Emancipation, wie es die Jesuiten im Namen des absoluten Gehorsams, der gesellschaftlichen und kirchlichen Hierarchie sind, nur daß die Letzteren dafür mehr Energie, Geist und Gewandtheit zeigen.

Keine Institution, keine Gesellschaft war jemals von dem

glühenden Eifer beseelt, welchen die Jesuiten bei Verfolgung ihres Zweckes aufgeboten haben. So viele erhabene Geister, gewaltige Fähigkeiten und ausdauernde Charaktere ließen sich durch eine einzige Idee leiten und beschäftigen, arbeiteten für sie und gingen ausschließlich unter ihrem Banner. Eine in dieser Weise fest zusammen gehaltene, aber doch aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Masse muß sich nothwendig auf eben so verschiedenen Bahnen bewegen, wie es die Charaktere sind, aus denen sie besteht. Aber alle diese Wege gehen doch nur von einem einzigen Punkte aus und führen nach zahllosen Umwegen wiederum zu einem und demselben Ziele.

Ihr Lohn ist ein Kampf mit der Welt. Wo es einen Kampf giebt, werden Mittel je nach dem Geschicke und der Klugheit derer gebraucht, welche in das Gefecht gehen. Um zum Siege zu gelangen, sind alle Mittel gut; die Jesuiten thun damit nicht mehr und nicht weniger, als alle Anderen.

Unbedingter Gehorsam! Kann man aber eine andere Regel finden, um mit einem Male schnell und kräftig diejenigen in Bewegung zu setzen, welche Tag und Nacht in der Bresche stehen müssen und nicht Ruhe und Rast kennen? In allen politischen Lagern schreibt man die erlittenen Niederlagen dem Mangel an Disciplin zu und klagt über den jener Einheit und Harmonie, welche so lange Zeit den Jesuiten den Sieg zusicherten.

Das war die Meinung, welche der Herr v. G...i über die Jesuiten aussprach. Ich mußte allerdings ihm in Manchem beistimmen, was er über sie sagte, aber gleichwohl beharrte ich bei dem Ausspruche:

„Das sittliche Bewußtsein der Zeit verdammt die Jesuiten

und den Jesuitismus, in welcher Gestalt er sich auch immer zeigt; es verdammt ihn, weil er die freie Selbstbestimmung aufhebt und mit dieser die Basis aller Sittlichkeit; es verdammt ihn, weil er die Geister discipliniren will, statt sie zu moralisiren; es verdammt ihn, nicht um seiner Zwecke willen, sondern noch mehr wegen seiner Mittel. Wehe unserm Geschlechte, wenn es die Jesuiten einmal wieder für nöthig hält, um sich zu erhalten!“

Hunderteinundsiebenzigstes Kapitel.

Das Geld und die Freiheit.

Die Schweiz ist in der That ein merkwürdiges Land; man kann daselbst Alles finden, — nur das nicht, was man sucht. Wie sehr die Zeitungen die Gesinnung und die Lage eines Landes fälschen können, habe ich eben hier sehr gründlich erfahren. Mit welchen Begriffen kömmt man nach der Schweiz, nachdem man so viel Klagen über den dortigen Radikalismus, über die dortige Anarchie, über den Freischaarenzug und die blutigen, grausamen Zwistigkeiten gelesen hat, in welchen die Cantone mit einander verwickelt waren. Hat man bei den Berichten von solchen Zuständen in einer Republik nicht stets drei Kreuze geschlagen und gebetet: Behüte uns der Himmel vor Schweizerfreiheit und Schweizerrepublik, trotz Wilhelm Tell und Winkelried, trotz Calvin und Rousseau und trotz Johannes v. Müller!? — Ist man hier, so lacht man über die Gebete und die Flüche, die man vielleicht über solch ein Unwesen ausgestoßen hat, man lacht über seine Furcht und über sein Mitleid, man lacht über die Idee, welche sicher damals

das ganze conservative Europa und die gesammte Diplomatie theilte: die Schweiz, dieses Wespennest der Anarchie und der rothen Propaganda müsse von den Bayonnetten der Großmächte ausgenommen und die Republik der Schweiz in ihre Bestandtheile zersetzt werden, also italienisch (österreichisch), französisch und deutsch-preußisch werden zum Heile der Monarchie und der Gesetzlichkeit.

Aber ich habe in keinem Lande so wenig Republikanismus als in der Schweiz gefunden, im Gegentheil, ich fand eine hohe Achtung vor der Monarchie und dem Adel, ich fand eine erstaunliche Verehrung vor Titeln und Orden und eine über alle Begriffe gehende Hochachtung vor dem Gelde.

Es ist wahrhaft lächerlich zu sehen, wie die Schweizer nach Titeln jagen, und wie diejenigen, welche einmal irgend ein Aemtchen der geringsten Stufe innegehabt haben, sich ihr Leben lang damit herumschleppen, indem sie den früheren Beamtencharakter durch das Wort „Alt" bezeichnen.

Da giebt es Alt-Schultheiße und Alt-Bürgermeister, Alt-Nachtwächter und Gott weiß, was noch für Alte, die mitunter sehr jung sind. Der Betitelten giebt es Legion, und besonders erregen die vielen Offiziere, Obristen und Hauptleute Erstaunen, doch diese Herren in Uniformen beziehen keinen Sold, sondern pflanzen wie die Helden Roms ihren Kohl, oder sitzen, nicht wie die Helden Roms, auf ihren Comptoirsesseln, hinter ihren Geldtischen, oder wiegen ihren Käse und ihre Butter und ziehen die Uniform nur bei Spektakeln, wie großen Paraden oder Sängerfesten oder anderen Gelegenheiten an, wo es gilt, fürchterliche Phrasen für die Freiheit oder gegen die Anarchie, für oder gegen die Jesuiten, für oder gegen die Junker, für oder gegen die Flüchtlinge zu machen.

Ja, diese Schweiz ist in der That ein merkwürdiges Land.

Man frägt sich tausendmal, ob man wirklich auch in dieser verrufenen Schweiz ist, ehe man so recht daran glauben will, und man glaubt es nicht eher, bis man die ganze Schweiz durchreist, bis man alle Hauptstädte gesehen und überall etwas von Allem gefunden hat, von dem Allen, was man in der Schweiz zu finden hoffte und suchte.

Die Schweiz ist ganz Europa im Kleinen. Könnte ich es, ich würde dieses Land als Modell des gegenwärtigen moralischen und politischen Zustandes in Europa in irgend einem Museum oder Zeughause oder sonst wo aufstellen und dann die Diplomaten und Schriftsteller herbeirufen und ihnen sagen:

Jetzt studirt, schwatzt nicht in's Blaue hinein, laborirt nicht auf gut Glück an den Staatskörpern.

Alle Kämpfe, welche Europa seit Jahrhunderten und seit Jahren bewegen, alle diese Kämpfe haben auch in der Schweiz stattgefunden und finden noch statt. Die verschiedenartigsten Elemente wogen hier durcheinander, Liberalismus, Jesuitismus, Atheismus, Fanatismus für das Alte, Herkömmliche, kurz, diese Schweiz bekommt, je nachdem man sie an's Licht hält, ein anderes Aussehen, bald ist sie radikal, bald ultramontan, hier herrschen die Junker, dort die Mönche, hier die Advokaten, dort die Jesuiten, hier die Krämer, dort die Bankiers, hier die Aristokraten, dort die Demokraten, hier die Ultras, dort die Reactionärs, kurz, es giebt kein politisches und religiöses Element, kein Element des Unglaubens und der Anarchie, welches in der Schweiz nicht seinen Platz fände und auf einer Stelle um die Oberherrschaft kämpft, auf einer anderen sich gegen dieselbe vertheidigt und an einer anderen wiederum dieselbe wirklich erlangt hat.

Nach Allem, was ich gesehen habe, behaupte ich dreist:

Die Schweiz ist keine Republik, und die Schweizer sind keine Republikaner.

Dem Namen nach mag Beides der Fall sein, aber in der Wirklichkeit steht es anders aus.

Leute, denen das Geld und der Geldbesitz über Alles geht, Leute, die eine solche Vorliebe für Titel und Orden besitzen, Leute, auf welche die Geistlichkeit noch einen solchen überwiegenden Einfluß ausübt, diese Leute sind wohl nicht gut, wahre Republikaner zu nennen, was auch sicher kein Unglück ist. Ich habe die Schweizer so loyal, so monarchisch gesinnt gefunden, wie kein zweites Volk auf der Erde. In Genf ist dies namentlich der Fall.

Der König Louis Philipp von Frankreich hatte keine besseren, treueren und anhänglicheren Freunde, als die Genfer, und Louis Napoleon, um dessenwillen einst die Schweiz gegen Frankreich, ja gegen alle Großmächte, welche des Prinzen Entfernung aus der Schweiz, trotz dem, daß er Schweizer Bürger war, verlangten, 70000 Mann rüsteten, wird sicher keine anhänglicheren Freunde, als eben wieder diese Genfer finden, welche damals ganz zufrieden waren, daß der Schweizer Bürger Louis Napoleon sie freiwillig verließ, um das Land aus seiner Verlegenheit zu reißen.

Ich habe nirgends solche conservative Gesinnung, solche hartnäckige Anhänglichkeit am Alten gefunden, wie gerade in dieser Schweiz, und ich glaube die Herrschaft der Jesuiten in verschiedenen Cantonen trotz aller Demokratie ist auch hierfür ein Beleg.

Man setze mir nicht entgegen, daß die alten Patrizier-Familien nur so conservativ sind, aber nicht das Volk, ich würde hierauf entgegnen:

Es gilt in der Schweiz keine Regel. Hier sind die Junker

conservativ, dort der Landmann, hier ist das Land ultra-demokratisch und die Stadt höchst conservativ, und dort ist es gerade umgekehrt.

Es ist wahr, die Revolutionen in Frankreich haben namentlich in dieser Schweiz und hier mehr als in irgend einem Lande ihren Wiederhall gefunden, und unter schweren, blutigen und grausamen Kämpfen sind Veränderungen eingeführt worden, fast alle Cantone haben jetzt wirklich republikanische Verfassungen, welche aus der Volkssouveränetät hervorgegangen, aber diese Verfassungen sind hier, was sie überall sind, — Papier.

Die Gewohnheit, das Leben, die Bedürfnisse der Armen und die Macht der Geldmänner, Alles dieses hat mehr Gewicht, als die Verfassungen. —

Wie gesagt, der Respect vor dem Gelde, vor dem Besitze ist nirgend so groß, wie in dieser republikanischen Schweiz, und dieser Respect verträgt sich nicht mit der Anarchie.

Für diejenigen, welche ihr Geld ohne viele Mühe an den Mann bringen, aber ein wenig toll und frei leben wollen, giebt es kein schöneres Land, als die Schweiz.

Der Schweizer thut Alles für das Geld und duldet Alles um das Geld.

Die so freien Schweizer lassen sich für die Dynastien todtschlagen und schlagen todt, wenn sie nur reichlichen Sold bekommen.

Sie gestatten den Fremden bei sich alle möglichen Freiheiten, wenn sie nur wissen, daß diese Fremden einen schweren Geldsack bei sich führen.

Der Reisende mag sich in anderen Ländern unterhalten, in der Schweiz wird er wahrhaft glücklich.

Er kann thun und lassen, was er will, er wird behandelt wie ein König, die Polizei macht überall tiefe Bücklinge vor ihm und drückt ein, ja sogar beide Augen zu, wenn er einen oder viele dumme Streiche macht, wenn er nur hübsch Geld im Lande läßt.

An diesem sine qua non fehlte es mir, Dank der Liberalität des Königs von Bayern, in der Schweiz nicht, und ich lebte à mon aise wie nirgends.

Die Engländer, die Mylords und ich, — wir danken Gott für die Schweiz, und wir werden uns gegen ganz Europa waffnen, wenn dieses gegen das Land einen Kreuzzug unternehmen sollte.

Hier ist der einzige Fleck in Europa, wo man für sein Geld allen seinen Launen fröhnen kann, wo man nicht auf jedem Schritte, bei jedem Vergehen gegen die Straßenordnung von der Polizei auf den Fuß getreten wird.

Und für diese schöne Freiheit, sich geben zu können wie man ist, wird weiter nichts verlangt, als dem Gastwirthe, und mit wem man sonst zu thun hat, die Rechnungen mit vierfacher Kreide prompt und pünktlich zu bezahlen.

Es ist daher grundfalsch wenn man glaubt, die Schweiz gehöre den Anarchisten und sei der Heerd der anarchischen und republikanischen Propaganda; — die Schweiz gehört den Mylords, sie gehört Allen denen, welche Geld haben und wenigstens einen Theil davon in der Schweiz verzehren.

Die paar Flüchtlinge und deutschen Handwerksgesellen, welche sich daselbst aufhalten, werden Europa wahrlich nicht in Flammen setzen, und bei den Schweizern finden sie sicher keine Sympathie, denn sie sind arme Teufel; vielmehr erscheinen ihnen diese Leute als ein sehr unangenehmer Luxus, und

was soll ich schließlich sagen? — Ich wiederhole es, die Schweiz ist den conservativen Interessen durchaus nicht gefährlich, und statt sie beständig mit argwöhnischen Augen zu betrachten, sollte man alle republikanischen Brauseköpfe auf einige Zeit nach der Schweizer-Republik in die Lehre schicken. —

Hundertzweiundsiebenzigstes Kapitel.

Geschichtliche Erinnerungen aus der Schweiz.

Huß's Zelle. — Schloß Habsburg. — Geßler und Tell. — Der Löwe von Luzern. — Château de Joux. — Fontainebleau.

Ich hatte Muße genug um, die Schweiz in allen Richtungen zu durchstreichen, denn ich hatte mir für die Zukunft eben keinen festen Lebensplan gemacht; wer hätte dieses im Jahre 1848 auch thun können, Jedermann lebte so zu sagen provisorisch, es war ein großes Weltintermezzo und alle Welt, welche eben nicht ihre Zukunft auf dem vulkanischen Boden der Revolution begründen mochte, wartete ab.

So that auch ich.

Wenn auch dem Könige von Bayern nicht mehr nahe, hatte ich mich doch der beständigen Freundschaft dieses erhabenen Monarchen zu erfreuen, und öfter empfing ich Besuche seiner Vertrauten und Briefe, welche mich wenigstens einigermaßen mit meinem jüngsten Geschicke aussöhnten.

Es war also das Beste, die Zukunft noch abzuwarten, wohin auch hätte man sich wenden sollen? Die halbe Welt stand in Flammen, nach Rußland und England zu gehen, konnte ich mich nicht entschließen; in dieser Zeit fast allge=

meiner Anarchie lebte man in der Schweiz sehr sicher und sehr zufrieden.

Die herrliche, erhabene Natur dieses Landes beschwichtigte die stürmischsten Empfindungen, man fand sich selbst in dieser großartigen Umgebung wieder, man sah den alten Gott über seiner Schöpfung in jener erhabenen Unerschütterlichkeit und Ruhe thronen, welche den Menschen mit Allem, was in ihr besteht und vergeht, aussöhnt oder tröstet.

Ich vermeide es, von diesen Naturwundern der Schweiz zu reden, die Empfindungen, welche sie hervor rufen, sind nicht leicht in die Feder zu bringen, und diejenigen, welche ihnen ferne stehen, sind schwer für dieselben zu begeistern.

Vergißt man doch die eigene Begeisterung, wenn man sie hinter sich hat.

Ist es doch unendlich schwer, sich die Empfindungen und Gedanken wieder hervorzurufen, welche uns bei Betrachtung der herrlichen Natur so wunderbar bewegten!

Aber ich will Einiges von den geschichtlichen Merkwürdigkeiten und Erinnerungen sagen, welche mir bei meinen Kreuz- und Querzügen durch die Schweiz begegneten, denn solche sind zu jeder Zeit lehrreich, und die Welt ist jederzeit empfänglich dafür.

Man möge sie aber wie ein Fragment betrachten, denn ich werde sie wiedergeben, wie sie mir eben einfallen, ohne mich an eine geographische Reihenfolge zu halten.

* * *

Huß's Zelle.

Wie doch alle Herrlichkeit mit der Zeit vergeht! — Dieser Gedanke, so gewöhnlich er ist, so oft wir daran erinnert werden, so oft er ausgesprochen wird, übt auf unsere Hand-

lungen, auf unseren Charakter doch so selten seinen Einfluß aus. Unsere so höchst materielle Zeit entschlägt sich vollends einer so unangenehmen Erinnerung. Da öffneten sich die Thore des berühmten Constanz vor mir, das alte Constanz! Welch ein Menschengedränge, welch ein Jubel der guten Bürger mag hierselbst geherrscht haben, als eins der merkwürdigsten und verhängnißvollsten Concilien hier so große Fürsten und Prälaten versammelte! Damals war die Stadt sicherlich um das Zehnfache volkreicher als jetzt. Welch ein Jubel mag hierselbst in dem Augenblicke geherrscht haben, als des muthvollen Huß letzter Todesseufzer in dem Flammenmeer erstarb! Wer hat damals seinen Tod begriffen?

Die Stadt liegt am untern Ende des Sees, da wo der Rhein aus dem Zillersee hervorbricht. Ihre Lage ist eben nicht anziehend, die Häuser sind meistens von unbehauenen Steinen aufgerichtet. Doch dieses war es auch nicht, was mich anzog: — ich wollte in dieser Stadt nur den Versammlungsort des Conciliums sehen. Es fand in einem am Wasser belegenen Gebäude statt, welches jetzt in ein Waarenlager umgewandelt ist. Ueber demselben, welches nur den untern Raum einnimmt, befindet sich eine lange, breite Halle, deren Bedachung von einfachen hölzernen Säulen getragen wird. Damals mag diese Halle prächtig mit kostbaren Decken und Teppichen ausgeschmückt gewesen sein, jetzt ist sie ein Waarenboden. In einem Winkel derselben befindet sich eine kleine Abtheilung, in welcher die Prachtsessel stehen, deren damals der Papst und der Kaiser sich bedienten.

Auch eine Nachbildung der Zelle, welche der unglückliche Huß während seiner Einkerkerung inne hatte, befindet sich hier. Armer Huß, war das die Wohnung eines Lebenden? Sie war kaum 3 Fuß breit und 8 Fuß lang; das Fenster war der

wirklichen Zelle entnommen, welche im Dominikanerkloster war, das aber jetzt in ein Manufacturgebäude umgewandelt ist. Das Fenster ist nichts als ein Luftloch, auch die Thür der Zelle, in welcher er eingekerkert war, war daran angebracht, so wie einige Ziegelsteine und seine Bibel, welche mit Randbemerkungen angefüllt war. Bemerkenswerth ist der Stuhl, welchen man ihm zu gestatten doch noch barmherzig genug war. In der Rücklehne ist eine Teufelsfratze mit ungeheuren Krallen ausgeschnitzt, wahrscheinlich hatte man ihm diesen Stuhl nicht ohne Hindeutung gegeben.

Auch den Stein sah ich, auf dem Huß gestanden haben soll, während man ihm sein Todesurtheil vorlas. Er befindet sich in der Hauptkirche der Stadt. Was geben seine Worte nicht zu denken, welche er nach diesem Todesurtheil sprach:

„Sagt dem Siegismund, ich könne meine Treue nicht brechen, gleichwie er seine Treue mir gebrochen hat."

* * *

Schloß Habsburg.

Der Badeort Schinznach ist der Lustort in der Schweiz, welcher am meisten besucht wird. Die Bäder befinden sich der Aar entlang am Fuße eines nicht beträchtlichen Berges, welcher Wülplisberg genannt wird. Ein bequemer gewundener Pfad, der in seiner ganzen Länge unter dem Schatten der Bäume sich behaglich hinzieht, führt zu seinem Gipfel hinan. Die Fläche der kleinen Plateform auf dem Gipfel desselben bildet ein unregelmäßiges Viereck, etwa 200 Fuß im Durchschnitt, dessen größeste Länge sich von Norden nach Süden ausdehnt. Am südlichen Ende erhebt sich ein einfacher festgemauerter Thurm, mit welchem ein eben so einfacher Flügel ver-

bunden ist. Das Mauerwerk dieser Ruine ist ungemein fest, das Innere roh, nur in einem Gemache, vielleicht dem ehemaligen Rittersaale, war das Schnitzwerk des Getäfels noch ziemlich erhalten, aber das Holzwerk war von Rauch und Alter wie Dinte schwarz.

Diese Ruine ist die Feste Habsburg, die Wiege des Hauses Oesterreich! Sie soll schon im Jahre 1020 erbaut sein, aber das dort hausende Geschlecht ward erst in dem folgenden Jahrhundert in den Fürstenstand erhoben. Welch eine Kette von Begebenheiten greift durch die geschichtliche Verknüpfung der Dinge von der Veste Habsburg in die heutigen Verhältnisse des österreichischen Kaiserhauses hinüber; aus den dunklen Zeiten, wo der auf einen bescheidenen Sitz beschränkte Edelmann in den Forst ritt, in einfacher Rüstung, von den Vasallen des ländlichen Ritterthums umgeben, in die jetzigen glanzvollen Tage, wo seine Nachkommen fast alle Throne Europa's inne haben. Kaiser Joseph II., erzählt man, habe, nachdem er in stiller Betrachtung auf diese Trümmer blickte, gesprochen: Wahrhaftig, wir sind nicht immer große Herren gewesen!

Und was wird nach abermals acht Jahrhunderten sein? Was werden dann die großen Herren sein? Wie wird dann das Haus Habsburg stehen? Und mit welcher Empfindung wird dann das lebende Geschlecht Schönbrunn betrachten!

* * *

Geßler und Tell.

Ein guter Fahrweg führt von Art aus um den Fuß des Rigi und längs dem Zuger-See nach Küßnacht und Luzern. Er wird die „hohle Gasse" genannt, denn er ist durch zwei

Felsenwände gebahnt. In diesem engen Bergpfade hatte Tell arglistig seinen Standpunkt gewählt und wartete im Dickicht geborgen auf seinen Feind. Es ist merkwürdig, daß man die Existenz dieses Helden jetzt stark zu bezweifeln beginnt, — daß einige Schriftsteller ihn schon ganz bestimmt in's Reich der Mythe versetzen. Den Schweizern darf man damit nicht kommen, sie glauben fest an ihren Tell und lassen ihn sich nicht nehmen. Sie haben auch Recht, denn Tell scheint durchaus eine historische Person zu sein, wenngleich man von ihm außer seinem Geßlerschuß sehr wenig weiß. Eine Sage läßt ihn ertrinken, indem er ein Kind retten wollte.

Fünf und ein halbes Jahrhundert sind seit dieser That Tell's verflossen, und noch immer schlängelt sich dieser Pfad zwischen seinen steilen Felsen hindurch. Noch stehen hier die verwitterten Thürme der Burg im selben Zustande, wie sie die Belagerer nach ihrer Einnahme und Zerstörung verlassen hatten, und dennoch zweifelt man an der Existenz eines Tell?

* * *

Der Löwe von Luzern.

In Luzern ist ein kolossaler Löwe zu sehen, welchen Thorwaldsen aus einem daliegenden Felsen gemeißelt hat. Dieser Löwe, welcher, obgleich verwundet, noch fürchterlich anzuschauen ist, hat mich überrascht.

Was bedeutet dieser Löwe? fragte ich einen hochbejahrten Mann, welcher bei ihm Wache hielt.

Der Mann machte ein sehr trauriges Gesicht und schüttelte seinen greisen Kopf, und nahm eine Prise und schüttelte noch einmal mit dem Kopfe, und endlich sagte er:

Ach, das ist eine traurige Geschichte, und ich habe sie mitgemacht.

Ihr habt sie mitgemacht? Nun so erzählt doch.

Ja, ja, fuhr der Alte fort, es ist eine herrliche Sache, jung zu sein und naseweis in die Welt zu schauen, aber ich möchte nicht noch einmal jung werden und noch einmal einen solchen tollen Tanz erleben.

Nun, was denn, Alter?

Es war Anno 1792, ich stand unter der Leibwache Sr. Majestät des Königs Ludwig's XVI. von Frankreich.

O, — ich weiß schon, — sagte ich.

Ja, Sie werden es wissen, wir Schweizer haben uns vor und in den Tuilerien wie Teufel geschlagen. Wenn sie nur Alle so gewesen wären wie wir, — da hätten sie es bleiben lassen sollen, unsern König um seinen guten Kopf kürzer zu machen. Aber was sollten wir hundert Leute machen? Haben es ihnen heiß genug gemacht, ehe wir fast alle zerfetzt am Boden lagen. Nur ein Paar von uns sind mit dem Leben davon gekommen, — alle anderen Kameraden todt, auf das Scheußlichste zerfleischt von dem wüthenden Volke, — und haben doch nur unsere Schuldigkeit gethan. Hu, — es war ein Tag, ich werde ihn in meiner letzten Stunde nicht vergessen.

Und der Löwe, mein Freund?

Nun, dieser Löwe, wer ist es anders, als meine sterbenden Kameraden? Sind sie eines solchen Monumentes, welches ihnen ihre erkenntlichen Mitbürger gesetzt haben, nicht würdig?

Der Mann rührte mich ungemein, aber ich dachte dennoch: Du würdest weit mehr Mitgefühl verdienen, wenn du statt eines Schweizers ein Franzose wärest!

Sich todt schlagen lassen für Geld, ist indessen auch ein

Verdienst und eine Treue, aber dieses Märtyrerthum ist nicht tragisch genug, um uns zu bewegen.

* * *

Chateau de Joux.

Wie oft fühlt man sich nicht versucht zu fragen: Was ist denn eigentlich Moralität? Und welchen Maaßstab derselben legt man einem Manne an, den die Welt, die Geschichte groß und ruhmvoll nennt? Diese Frage erweckte ebenfalls in mir der Anblick der Festung Joux, des letzten befestigten Punktes Frankreichs der Schweizergrenze zu. Hier saß der unglückliche, talentvolle und edle Neger Toussaint gefangen und schmachtete seine letzten Lebensjahre hin. St. Domingo und Joux, welch ein Wechsel für den schwarzen Helden, welcher für die Freiheit seines Volkes so tapfer gefochten hatte und von einem andern großen Krieger, der doch besser solche Tapferkeit hätte ehren sollen, auf eine so schmähliche, engherzige Weise behandelt wurde. Wahrlich, das Leben dieses Helden Napoleon, welchen zu bewundern und anzustaunen wieder Mode geworden ist, hat häßliche Flecken, welche aller Kriegsruhm nicht verwischen kann, und dieses Chateau de Joux ist einer der häßlichsten.

* * *

Fontainebleau.

Die Geschichte ist das Weltgericht, sagt ein großer deutscher Dichter, und das ist keine Phrase; ja gewiß, die Geschichte ist die Nemesis. Auch der große, gewaltige Napoleon hat sein Chateau de Joux gefunden. Gewiß war St. Helena noch ein besseres Gefängniß, als die Gemächer dieses Berg-

schlosses, obwohl für diesen gewaltigen Weltstürmer eng genug; aber wenn wir einen Blick auf de Joux werfen, wird unser Mitleid mit seinem tragischen Geschicke doch ziemlich abgestumpft.

Fontainebleau erinnert aber an eine noch ganz andere Erscheinung, als an Napoleon, an eine ganz andere Tragödie, als an den berühmten Tisch, auf welchem der Eroberer aller seiner Macht entsagte, und an das arme Tischbein, welchem der Kaiser ingrimmig dabei einen Fußtritt versetzt hatte.

Ich meine das Drama, in welchem eine Königin ohne Krone, Marie Christine von Schweden, ihren bisherigen Günstling Monaldeschi in einem fremden Lande, in einem fremden Schlosse hinrichten ließ.

Ueber dieser außerordentlichen That ruht ein Dunkel, welches die Historiker aufzuklären sich vergeblich bemühen werden; denn wer vermag die Beweggründe einer Frau zu einer solchen That zu ergründen? War es Eifersucht? War es die Rache verrathener Liebe?

Und doch, man mag über diese nächtige That urtheilen, wie man wolle, sie wirft auf den Charakter dieser königlichen Frau kein so schlimmes Licht, wie Heinrich's VIII. Hinrichtungen von Frauen und Geliebten, und dennoch fällt es keinem Geschichtsschreiber, keinem Manne ein, zu sagen:

„Die Männer sind untauglich zu Regenten, denn sie folgen blindlings der Eingebung ihrer Leidenschaft; sie sind tyrannisch und unterdrücken eben so gern das andere Geschlecht, als sie sich von ihrem eigenen beherrschen lassen."

Und warum beurtheilt man die Handlungen einer Christine und Elisabeth strenger, als die eines Heinrich VIII? Warum? — Weil fast allein die Männer die Geschichtsschreiber sind.

Hundertdreiundsiebenzigstes Kapitel.

Meine Memoiren.

Buchhändler-Speculation. — Intriguen. — Ist es Wahrheit oder Lüge?

Die Buchhändler sind doch eigenthümliche Speculanten. Diese Hebeammen der Literatur setzen sich über Alles hinweg und bei Allem, was sie unternehmen, befragen sie ihr Orakel, und seinem Ausspruche wird ohne Zögern nachgehandelt. Dieses Orakel ist — der Beutel. Buchhändler sind Geschäftsleute wie Alle, und ob sie mit Waaren oder mit Gedanken zu Markte gehen, das bleibt sich allerdings ziemlich gleich; aber das ist unconsequent, daß sie sich von den übrigen Geschäftsleuten etwas vornehm absondern und eine besondere wichtige Stellung in der menschlichen Gesellschaft für sich in Anspruch nehmen, daß diese Hebammen der Literatur sich geriren, als hätten sie ein wirkliches Verdienst an den geistigen Produkten der Autoren. Sie sind doch in der That nur sehr äußerlich dabei betheiligt. Aber zuweilen giebt es doch Ausnahmen von der Regel, denn ich bin überzeugt, daß vielleicht von 100 Werken, die jährlich erscheinen, wenigstens 50 durch die Specu-

lation der Buchhändler in das Leben gerufen werden. Ich habe Beweise davon.

Kaum hatte ich Bayern verlassen, als ich von allen Seiten Anträge erhielt, meine Memoiren niederzuschreiben, und namentlich in Genf empfing ich Besuche von verschiedenen Buchhändlern, welche mich dringlich ersuchten, ihnen meine Memoiren in Verlag zu geben.

Einer von diesen Herren ließ besonders nichts unversucht, mich zu einem für ihn günstigen Entschlusse zu bewegen.

Aber, mein Herr, sagte ich endlich sehr ungeduldig, wen können denn meine Memoiren interessiren?

Wen sie interessiren können? Welche Frage! die ganze Welt, Frau Gräfin!

Die ganze Welt! Wahrhaftig, das ist lächerlich.

Nun, Sie werden die Erfahrung machen. Wollen Sie Ihre Memoiren schreiben? Bestimmen Sie das Honorar.

Ich brauche kein Geld, mein Herr.

Das ist schlimm, — dann werden Sie allerdings die Mühe scheuen. Aber es ist auch gar nicht nöthig, daß Sie sich viele Arbeit machen, — ich kann Ihnen einen tüchtigen Autor empfehlen, einen sehr geistreichen jungen Mann: theilen Sie ihm die nöthigen Facta mit, Alles übrige können Sie ihm dann getrost überlassen.

Ein schöner Vorschlag, mein Herr, in der That, ich bin Ihnen sehr verbunden dafür. —

Sie gehen also darauf ein?

Ich gehe auf Nichts ein, mein Herr; lassen Sie Ihren geistreichen Mann die Memoiren eines Kammerbesens schreiben, das ist ein Ding, dem er Geist einflößen könnte; wenn ich wünsche, daß meine Memoiren erscheinen sollen, werde ich

auch wohl ein wenig Geist haben, mein Herr, um sie zu schreiben.

Verzeihen Sie, Frau Gräfin, ich habe Sie durchaus nicht beleidigen wollen, ich zweifle keinen Augenblick an Ihrer geistreichen Feder, aber ich glaubte, daß Sie eben nicht viel Lust haben werden, den Tag über oder einige Stunden am Schreibtische zu sitzen.

Nun das mag sein, und wir wollen also mit unseren Memoiren warten, bis wir hierzu die Neigung verspüren. Sehen Sie, mein Herr, ich würde in meinen Memoiren oft nicht sehr Schmeichelhaftes von Ihrem Geschlechte zu sagen haben, und ich glaube nicht, daß Ihr Herr Autor das Schwert gegen sich kehren würde.'

Damit war der Herr Buchhändler entlassen; aber ich weiß nicht, ob durch seine oder wessen Vermittelung bald darauf dennoch wenn auch nicht meine Memoiren, doch Memoiren erschienen, welche sich ausschließlich mit meiner geringen Person beschäftigten und nicht sehr schmeichelhafte Dinge von mir berichteten.

Diese Memoiren, oder vielmehr der Autor derselben, theilt mehrere Briefe mit, welche die Machinationen documentiren sollen, welche man seinem Vorhaben entgegensetzte.

Diese Briefe sollen zeigen, welche Mühe sich Se. Majestät der König von Bayern gegeben habe, um diesen Herrn, welcher einen Schlüssel zu allen meinen Handlungen zu haben behauptete, von seinem Entschlusse, meine Memoiren zu schreiben, abzubringen.

Es ist wahr, daß ich in München, wie in der Schweiz, einen Secretair und einige vertraute Freunde hatte, welche mit meinen Handlungen, aus denen ich überhaupt niemals ein Geheimniß machte, vertraut waren.

Es hätte allerdings Mancher Manches von mir schreiben können.

Aber was in aller Welt hätte den Monarchen veranlassen sollen, den Herrn an Herausgabe seiner Enthüllungen zu verhindern?

Lag nicht die Bayrische Geschichte vor aller Welt offen da? — —

Wenn irgend ein Mensch mit meinem Namen Skandal machen wollte, was kümmerte das den König? —

Konnten Verläumdungen meiner Person die Ehre eines erhabenen Monarchen beflecken?

Gesetzt, ich wäre wirklich das verrufene Weib gewesen, das man hier und dort gern aus mir gemacht hätte; gesetzt, ich hätte Verstöße gegen Ehre, Schicklichkeit und Sittlichkeit begangen: konnte das den König treffen?

Hätte diese seine Freundschaft zu mir herabwürdigen können?

Ich habe mich vielleicht verstellt, es ist möglich, daß ich den Monarchen über meinen Charakter getäuscht habe.

Oder sollte etwa eben diese Freundschaft den König veranlaßt haben, die Stimme mit schweren Opfern zum Schweigen zu bringen, welche mich verunglimpfen wollte? —

Nun, ich denke, da gab es andere Mittel, den Leumund zum Schweigen zu bringen.

Ich kann versichern, daß sich Niemand um den Herrn P..., welcher meine Memoiren zu schreiben vorgab, bekümmert hat, wenigstens ist von meiner Seite nichts geschehen, ihn daran zu hindern, von mir zu schreiben, was er wollte.

Ob diese Briefe ächt, ob sie falsch sind, — ganz gleich, ich halte es für meine Pflicht, ihnen hier einen Platz zu geben.

An Herrn Desoche, Drucker und Verleger zu Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 9. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Ich bin beauftragt, mich bei Ihnen zu erkundigen, ob das von Herrn Papon angekündigte Werk über Lola Montez sich bereits unter der Presse befindet, und ob es nicht möglich wäre, sein Erscheinen zu hintertreiben, um den Scandal zu verhindern, den es hervorrufen wird?

„Da diese Sache nur eine mehr oder weniger gewagte Speculation sein kann, so läßt sich der voraussichtliche Gewinn leicht anschlagen, und man kann auf diese Grundlage hin einen Vertrag wegen des Ankaufs des Manuscriptes sowohl, als auch der Originalurkunden abschließen, die sich im Besitze des Verfassers befinden. Haben Sie die Güte, mir sobald als möglich zu antworten; Sie sehen wohl ein, daß keine Zeit zu verlieren ist, wenn man die beklagenswerthen Wirkungen und unglücklichen Folgen abwenden will, welche dieses Werk hervorrufen könnte.

„Genehmigen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Herrn Joel Cherbuliez, Buchhändler in Genf.

Nyon, 10. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Empfangen Sie meine Antwort auf den Brief, mit welchem Sie mich heute früh beehrt haben. Es ist mir schlech-

terdings unmöglich, die Fragen zu beantworten, die Sie an mich stellen, da ich von den Absichten des Herrn Papon ganz und gar nichts weiß. Zu Ihrer Belehrung will ich hinzufügen, daß das Werk in diesem Augenblicke beinahe fertig ist, daß ich seit gestern Manuscript habe, und daß es in der angekündigten Frist erscheinen wird, wofern Herr Papon mir keinen Gegenbefehl ertheilt. Bei den mir bekannten Gesinnungen des Verfassers habe ich es nicht gewagt, ihm Ihren Brief mitzutheilen, dessen Charakter mir lediglich confidentiell erschien.

„Empfangen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: J. Desoche."

An Herrn August Papon in Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 11. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Personen, welche den Scandal abzuwenden wünschten, womit die Veröffentlichung Ihres Prospectes mehrere Genfer Familien bedroht, haben mich beauftragt, bei Ihnen anzufragen, wie dieß bewerkstelligt werden könnte. Ich hatte deßhalb Anfangs an Herrn Desoche geschrieben, aber er gibt mir zur Antwort, die Sache gehe ihn nichts an, und er wage es nicht, Ihnen meinen Brief mitzutheilen. Ich wende mich daher unmittelbar an Sie mit der Frage, ob Sie es bei diesem Handel auf eine Rache oder auf eine Speculation abgesehen haben. Handelt es sich um eine Rache, so ist es klar, daß Vorschläge von dritten Personen Sie von Ihrem Entschlusse nicht abbringen werden; ist es aber bloß eine Specu-

lation auf die Neugierde, welche die von Ihnen beabsichtigten Memoiren ohne Zweifel hervorrufen werden, so ließen sich vielleicht Grundlagen bezeichnen, auf denen man unterhandeln könnte, um den Scandal zu vermeiden, ohne Ihren Interessen im Geringsten zu schaden.

„Beehren Sie mich gefälligst recht bald mit einer Antwort, die ich dann sogleich meinen Auftraggebern mittheilen werde.

„Genehmigen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Herrn August Papon in Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 13. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Seit ich im Falle war, Ihnen zu schreiben, haben die Personen, welche mich mit der Anfrage beauftragt, mir Folgendes erklärt: Wenn Sie sich zu einem Vergleiche entschließen könnten, so würden sie, als Gegenleistung für die betreffenden Urkunden, dafür sorgen, daß Ihnen ein gewisser vom 1. December datirter Brief zurückgestellt würde, dessen Veröffentlichung, wie sie glauben, ganz und gar nicht in Ihrem Interesse liegen kann. Dieser Brief, der sich in den Händen der betreffenden Personen befindet, führt sie überdieß auf die Vermuthung, daß Sie sich nicht weigern werden, auf rein pecuniäre Bedingungen hin zu unterhandeln, in Betreff welcher Sie ersucht werden, Ihre Forderungen gefälligst mitzutheilen.

„Antworten Sie gefälligst recht bald und genehmigen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Se. Majestät den König Ludwig von Bayern.
(München).

Nyon, Villa Mon-Repos, 1. Dec. 1848.

Sire!

Ich habe am 19. die Ehre gehabt, an Ew. Majestät zu schreiben.

Ich habe am 22. die Ehre gehabt, an Ew. Majestät zu schreiben.

Ich habe am 24. die Ehre gehabt, Ew. Majestät einen Brief von dem Herrn Dr. P... mitzutheilen.

Das ungewohnte Stillschweigen, in welches Ew. Majestät sich verschließen, bringt mich auf den Gedanken, daß Sie vielleicht Mittheilungen, worin die Thatsachen ungenau oder falsch dargestellt sind, empfangen haben und sich dadurch zu diesem Stillschweigen veranlaßt sehen.

Ich habe die Ehre, abermals an Ew. Majestät zu schreiben, und Sie werden mit Ihrer gewöhnlichen Gerechtigkeit urtheilen.

Die Stellung, in welche die Frau Gräfin von Landsfeld mich versetzt hat, ist von der Art, daß ich sie nicht annehmen kann, nicht annehmen will, und nicht annehmen darf, wäre es auch nur noch für wenige Tage.

Eine furchtbare Rache ist etwas Leichtes für mich.

Ich ziehe eine Genugthuung vor. Nicht von der Gräfin werde ich sie verlangen, denn sie ist nicht im Stande, mir eine solche zu geben, die meiner würdig wäre; aber Ew. Majestät werden keinen Anstand nehmen, sobald Sie den Sachverhalt wissen werden.

Sire!

Ich kam von Verona und Innsbruck zurück; ich befand mich zu Nyon bei meiner Familie, welche ich zu verlassen im

Begriffe stand, um eine sehr schöne Stellung einzunehmen, die mir angeboten war.

Die Frau Gräfin von Landsfeld, welche ich, wie ich Ew. Majestät zu sagen die Ehre hatte, in Genf kennen gelernt, besuchte mich dort und bat mich auf's Dringendste, zu ihr zu gehen und die Verwaltung ihres Haushaltes zu übernehmen.

Ich weigerte mich, allein sie bestand auf ihrem Wunsche, und als ich ihr die Armuth meines Hauses, wie auch meine eigene entgegen hielt, als ich ihr vorstellte, welche Zukunft wohl ihrer warte, da erklärte sie mir, daß Ew. Majestät und sie selbst mir gewiß mein Opfer, meine Hingebung zu danken wissen würden.

Nur die Frau Gräfin kann sagen, in welcher Stellung sie sich bei meiner Ankunft befand, was für eine Art von Gesellschaft ich zu entfernen hatte, welche Feinde ich mir zuziehen mußte und wirklich zugezogen habe, welche Aufrichtigkeit und Energie ich in meinem ganzen Verfahren an den Tag legte.

Der übertriebene Aufwand der Frau Gräfin mußte bald seine beklagenswerthen Folgen haben.

Diese Folgen abzuwenden, stand nicht in meiner Gewalt.

Ich bin nicht reich, Sire, meine Familie lebt in einer ehrenvollen Armuth, erworben, wenn ich mich so ausdrücken darf, im Dienste der Könige meines Landes.

Ich ging auf eigene Kosten nach München. Ew. Majestät gaben mir 400 Franken, eine ungenügende Summe, über die ich aber nichts sagte, weil ich dachte, daß die Frau Gräfin mich schadlos halten würde. . . . .

Statt dessen wurde ich mit Drohungen bezahlt.

Sie haben Eindruck auf mich gemacht, wahrhaftig nicht, weil es Drohungen waren, sondern wegen ihres Charakters.

Ich bin mit Gewaltthätigkeiten bedroht worden, und ich

habe gelächelt; — man drohte mir mit dem Tode, und ich habe gelacht. — Um mich, um meine Freunde, um meinen Drucker drängten sich die Geldanerbietungen.

— Ich verachtete sie zu sehr, um darauf zu antworten; meine Freunde haben sie beantwortet, wie es ihrer Freundschaft und Achtung für meinen Charakter gemäß war; — mein Drucker, der mich kennt, wagt es nicht, mir diese Briefe mitzutheilen, wie der Mann selbst zugesteht, der sie an ihn schickte.

Der Buch- und Weinhändler Joel Cherbuliez hat zweimal an mich geschrieben:

Das erstemal machte er mir Anerbietungen, das zweitemal machte er wiederum Anerbietungen, fügte aber die Drohung bei, einen Brief vom 1. December zu veröffentlichen, einen gewissen Brief, sagte er.

Diesen Brief veröffentliche ich selbst sogleich und mit ihm die beiden Billette des Genfer Weinhändlers, dasjenige, das er an meinen Drucker schrieb, so wie die Antwort des Herrn Desoche. Gleich den anderen Beweisstücken waren auch diese zu ihrer Zeit und an ihrem Orte mitten unter Urkunden von weit größerer Wichtigkeit gegeben worden; aber bei der Stellung, in die man mich versetzt hat, muß ich nicht bloß Alles sagen, sondern auch gewisse Dinge schnell sagen, indem ich mir übrigens, wie bei meinem Briefe vom 1. December 1848, spätere Erklärungen vorbehalte.

. . . .

. . . .

Ich habe in dreizehn Tagen gethan, was ein Anderer kaum in dreißig gethan hätte.

Ew. Majestät geruhten mir Alles zu bewilligen, was ich für die Gräfin verlangte.

Das war noch nicht genug, Sire, ...

Während ich für die Gräfin einen Theil meiner Zukunft opferte, das Bischen Geld, das ich zu meiner Verfügung hatte, blieb sie allein mitten unter einer feindseligen Bevölkerung.

Ich ersuchte meinen Vater, einen ehemaligen Oberadjuncten der französischen Schatzkammer, meine Mutter, die aus einer der ältesten Familien der Provence stammt, zu kommen und in der Gesellschaft der Gräfin der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten.

Meine Eltern kamen.

Unsere Freunde staunten.

Vergebens schickten sie Vorstellungen um Vorstellungen. Fest und entschlossen bekämpften wir den Sturm, die Gräfin wurde wieder zu Ehren gebracht in der öffentlichen Meinung, die sich nicht an Personen zu vergreifen wagte, deren unangetasteter Ruf und Namen Achtung einflößen mußte.

Endlich, Sire, verlangte die Frau Gräfin dringend von Ew. Majestät die Sicherstellung des Vermögens, das Ihre Großmuth derselben versprochen.

Ew. Majestät weigern sich und vertagen die Sache.

Ich habe die Ehre, an Ew. Majestät zu schreiben, und Sie gewähren Alles ....

Für so viele Dienste, für eine so uneigennützige Hingebung, was habe ich empfangen, Sire?

Ew. Majestät mögen mich anhören.

Die Gräfin bemerkte im Theater einen jungen Mann mit blonden Haaren. Vergebens suchte sie ihn an sich zu locken. Endlich sieht sie ihn mit einem Herrn M. sprechen. Ich kenne Herrn M. nur von der Gräfin her; in ihrem Salon, vor zwanzig Personen hatte sie uns gesagt, er sei ein Schurke, ein Gauner, ein Spion.

Die Gräfin ruft, ich weiß nicht durch welche Vermittelung, diesen Herrn M. zu sich, der ihr am folgenden Tage den bewußten jungen Mann vorstellte, einen Herrn Grafen Z. aus Mecklenburg.

Sie erklärt mir, sie liebe diesen jungen Mann, welcher drei Millionen im Vermögen habe. Sie weise von Ew. Majestät Alles zurück, selbst das, was sie bereits empfangen; sie werde diesen jungen Grafen, der kaum 17 Jahre zählt, heirathen.

Ich mache der Gräfin die lebhaftesten, strengsten Vorstellungen.

Ich erinnere sie nachdrücklich an ihre Pflicht gegen Ew. Majestät.

Sie wird zornig und entflieht.

Sie bringt ganze Tage im Hotel des Bergues zu, im vierten Stock, der Wohnung des Herrn M., wo der junge Mann sie besucht, bei den Rufenacht, welche von ihr und Ew. Majestät die Dinge gesagt und geschrieben haben, die ich Ihnen mitgetheilt (ich besitze den Brief).

Das Benehmen der Gräfin wird dermaßen scandalös, daß der junge Graf selbst sich genöthigt sieht, Genf zu verlassen.

Die Gräfin eilt ihm nach Chambery nach.

Sie bringt ihn nach Genf zurück und nimmt ihn zu sich.

Die Polizei, welcher der Herr Oberst B., an den er empfohlen war, die Sache anzeigt, dringt in die Wohnung der Gräfin, bemächtigt sich des jungen Mannes, befiehlt der Gräfin, die Stadt zu verlassen.

Die Gräfin wird der Erschleichung angeklagt; ich wage nicht, hinzuzufügen, was man sich hier offen sagt.

Ew. Majestät haben den Brief des Herrn Dr. P. lesen können.

Die Gräfin wagt zu behaupten, sie habe mich fortgejagt, während ich mich, sowohl im Interesse meiner persönlichen Würde, als auch um die Beschimpfungen gegen Ew. Majestät nicht ansehen zu müssen, zurückgezogen habe. Sie wagt Dinge hinzuzufügen, welche ich nicht wiederholen werde, da sie meiner gänzlich unwürdig sind.

Inzwischen, Sire, drängen sich meine Freunde um mich und beschwören mich, Rache zu nehmen vermittelst einer Feder, deren Kraft und Schneide zu rühmen mir nicht zukommt.

Schreibe doch ein Werkchen, ... räth man mir: Sechs Monate bei Lola Montez.

Du hast Briefe vom Könige erhalten, gieb sie im Druck heraus.

„Was verlangen Sie für Ihr Werk?" fragen mich die Journale und die Buchhändler.

Und ich, Sire, weil ich des Vertrauens würdig bin, womit Ew. Majestät mich beehrt haben, weil ich ein Mann von Stand und Ehre bin, ich verachte die Beleidigung von Seiten eines leichtsinnigen, gedankenlosen Weibes.

Ich wende mich an Ew. Majestät.

Und ich sage zu Ihnen:

Sire, von Ihnen allein fordere und verlange ich die Genugthuung, zu der ich berechtigt bin.

Erstens Genugthuung für meine Ehre.

Ew. Majestät wird mir den Titel eines Kammerherrn, was ja ein reiner Ehrentitel ist, zu übertragen geruhen, damit Jedermann wisse, daß ich von Ew. Majestät die Gutheißung und Belohnung eines rechtschaffenen und hingebungsvollen Benehmens verdient und erlangt habe.

Zweitens Genugthuung an Geld.

Ich bin arm, Sire, ich habe in einer Zeit von sechs Mo-

naten und auf meiner Reise viel verbraucht; ich habe eine sehr schöne Stellung abgelehnt, ich habe meine Zeit, meine Gesundheit, meine Feder in Ihren Dienst gestellt.

Ew. Majestät mögen beurtheilen, ob sechstausend Franken eine übertriebene Summe sind; die Gräfin müßte diese Genugthuung leisten, die einzige, die wohl einen Eindruck auf sie machen könnte.

Ich schreibe, Sire, unter dem Eindruck einer tiefen Entrüstung.

Ew. Majestät werden begreifen, daß ich nicht Alles sage; es giebt Dinge, die man nicht schreibt.

Die Gräfin v. Landsfeld soll meines Vaters Sohn nicht ungestraft behandelt haben, wie einen Schenkwirth oder wie die Gesellschaft, mit der sich die Gräfin, wie Ew. Majestät mir anvertraut haben, zu umgeben gewohnt ist.

Ich habe mich als Mann von Stand und Ehre benommen, ich will als solcher behandelt sein.

Mein Wunsch ist jetzt nur noch, eine verkannte Hingebung, eine mit Füßen getretene aufrichtige Freundschaft zu vergessen.

Ich werde Ew. Majestät die Briefe, welche Sie an mich geschrieben, wie auch die Briefe der Gräfin, überhaupt Alles, was ich habe, zurückstellen und mich nur des Königs erinnern, welcher mich mit einem Vertrauen beehrte, dessen ich mich mit Stolz in jeder Beziehung würdig erkläre.

Ich ersuche Ew. Majestät um die Gewogenheit, mir mit umgehendem Courier zu antworten.

Ich habe die Ehre zu sein Ew. Majestät unterthänigster und gehorsamster Diener.

Unterzeichnet: A. Papon.

Dieser Brief wurde nicht, wie alle diejenigen, die ich die Ehre hatte, an Se. Majestät zu schreiben, den Herren Lom-

hard-Odier und Comp. in Genf, dem gewöhnlichen Canal zwischen Lola Montez und dem Könige, zugestellt oder an den Bankier Joseph Hirsch in München übermacht, sondern direct von Nyon an Herrn Roßmann, Advokaten Sr. Majestät, geschickt, mit dem Auftrage, ihn augenblicklich zu übergeben und mir mit umgehendem Courier den Empfang zu melden.

Da ich keine Antwort erhielt, so schrieb ich am 14. December an Herrn Roßmann und erklärte ihm, daß ich ihn für die Nichtüberreichung meines Schreibens verantwortlich mache; zugleich wiederholte ich die Aufforderung, mir den Empfang zu melden und mich wissen zu lassen, ob Se. Majestät den Brief empfangen haben.

Mit umgehendem Courier schrieb mir Herr Roßmann, er habe meinen Brief empfangen und Sr. Majestät überreicht.

Se. Majestät antwortete mir selbst.

Tags darauf erschien die Ankündigung meines Werkes in allen Journalen. Am dritten Tage wurde mein Prospect versandt.

Dieses Buch wird nicht erscheinen, haben gewisse Leute gesagt, die bei meinem Stillschweigen ihre Rechnung finden würden, ... Das Gold wird ihm den Mund verschließen, . . . er will sich erkaufen lassen . . . der Mensch treibt einen Handel mit Ehrabschneidung und Scandal, . . . die ganze Geschichte läuft auf eine Prellerei hinaus.

. . . .

Möge der Leser urtheilen und entscheiden zwischen denjenigen, welche der Wahrheit für Geld einen Damm entgegenbauen möchten, und zwischen dem Manne, der solche Unterhändler von sich weist und ihnen Trotz bietet! . . . . .
. . . .

. . . .
Dies ist noch nicht genug . . . . . . Man hat mir mit der Veröffentlichung meines Briefes gedroht, und nun habe ich ihn selbst sogleich der Oeffentlichkeit übergeben.

Aber unter dem gleichen Datum, am gleichen Tage schickte ich an die gleiche Adresse einen zweiten Brief. Ein und dasselbe Couvert enthielt beide Depeschen . . . .

Veröffentlicht einmal diese letztere.

Ich warte darauf.

Nyon, Villa Mon=Repos, 14. Jan. 1849.

August Papon.

Diesen Briefen folgt dann eine erbauliche Einleitung über meine Person, und ich will es dem Publikum wieder erzählen, wie der Herr P.... mich portraitirt.

„Der Name Lola Montez ist blos ein Theatername. Diejenige, die ihn führt, ist keine Spanierin, sondern, wie man bereits gesagt hat, eine schöne Irländerin. Ein Provinzialblatt hat behauptet, sie sei in Irland geboren, gehöre aber einer guten spanischen Familie an. Dies ist ein Irrthum, es rinnt nicht ein einziger Tropfen dieses südlichen Blutes in ihren Adern; sie ist die Tochter des Obristen Craigie, eines schottischen Edelmannes, welcher eine Irländerin heirathete, deren ausgezeichnete Schönheit sich auf ihre Tochter vererbte. Dasselbe Provinzialblatt behauptet, Lola sei von einem Irländer entführt, aber in Dublin von ihm verlassen worden, und dieser Umstand habe den Anfang ihrer Odyssee gebildet; auch daran ist nichts Wahres. Lola heirathete im Gegentheil einen Herrn James, der ein sehr ansehnliches Amt in Indien bekleidete. Seine gesellschaftliche Stellung in diesem Lande verschaffte ihm den Zutritt in die höchsten Kreise und selbst zur Tafel des Ge=

neral-Gouverneurs, Lord Auckland. Aber unglücklicherweise starb Herr James und hinterließ seine junge Wittwe beinahe ohne alle Mittel; sie kehrte nach England zurück, ging zum Theater und trat in der italienischen Oper als Tänzerin auf. Die Loge der Lions erkannte in ihr trotz des entlehnten spanischen Namens eine alte Bekannte. Dies genügte, um in London ihre Zukunft als Tänzerin zu ruiniren. Einmal erkannt, war sie genöthigt, sich zu entfernen. Sie ging auf das Festland, fiel in Paris auf einem Theater durch, machte auf einem andern Glück, und wanderte von Stadt zu Stadt; ihr Ruf als Künstlerin erhöhte sich in demselben Verhältnisse wie ihre Eroberungen als Frau zunahmen. Endlich kam sie nach München, und hier gelang es ihr, wie ihre bereits umfangreiche Biographie nicht ermangeln wird, zu verzeichnen, ein Verhältniß einzugehen, welches alle Erfolge ihrer Kameradinnen in demselben Fache weitaus verdunkelt."

Irland behauptet also, das wahre Vaterland der Lola Montez zu sein, aber mit Entziehung ihres Namens; Spanien seinerseits nimmt die berühmte Tänzerin für sich in Anspruch und bezeichnet sie mit Stolz als eine der weiblichen Berühmtheiten der Halbinsel. Das **Eco del Commercio** spricht sich folgendermaßen aus:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die bätische Halbinsel außerordentliche Geister erzeugt, welche sich überall, wo sie erscheinen, bemerklich machen. Unsere Landsmännin, die Senorita Lola Montez, hat an den Ufern der Elbe eine politische Revolution hervorgerufen. Der andalusische Boden hat Europa verschiedene weibliche Notabilitäten gegeben. Die Malibran und die Lola Montez werden in der civilisirten Welt immer mit Hochachtung genannt werden."

Hat die Prinzessin diese Fabeln gelesen? Hat sie dieselben

erfunden? Liebt sie das seltsame Geheimniß, in welches sie dadurch gehüllt wird? Muß sie sich nicht in ihrem eigenen Interesse selbst mehr aussprechen?

Ich weiß es nicht, aber jedes ihrer Worte bekräftigt und zerstört hinwiederum ihre besterfundene Lüge, diejenige, die man mit dem größten Vergnügen als baare Münze genommen hätte.

Sie spricht und schreibt Spanisch, noch besser Englisch; in das Französische mischt sie englische und spanische Ausdrücke und Redensarten; sie weiß ein paar Worte der Hindu- und sogar der Sanskritsprache; sie ist im Stande, eine gute lateinische Phrase zu drechseln; sie versteht ein klein wenig Deutsch.

Sie kennt Andalusien wie England, Frankreich wie Schottland, Rußland wie Polen, Preußen wie Bayern; sie erzählt Euch in einem Athem von Paris und Berlin, von Krakau und Seringapatam, von Sevilla und Petersburg.

Die merkwürdigsten Männer dieser verschiedenen Länder sind ihr ganz genau bekannt.

Die Einen haben umsonst die Glut ihrer Herzen an sie verschwendet, und die Andern haben vergeblich durch die glänzendsten Anerbietungen ihre Tugend versucht. In London legt Lord P. die schönsten Diamanten des Mortimerschen Magazins ihr zu Füßen; in Paris bemüht sich der Bankier R., auf Eisenbahnen zu ihrem Herzen zu gelangen; in Petersburg will sie der Fürst T. um 1200 Bauern verführen.

Alle Hof- oder Coulissen-Intriguen sind ihr bekannt; sie hat sie geleitet, oder wenigstens Theil daran genommen.

Die Damen kennt sie nicht persönlich, aber sie erzählt über sie eine Masse Anekdoten, die in der Scandalchronik der vornehmen Welt noch neu sind. Für sie giebt es überdieß keinen eitlen Rangunterschied: sie hat Alles von einem so hohen oder so niedrigen Standpunkt aus angesehen, daß in ihrer Erinne-

rung oder Einbildungskraft jeden Augenblick der Prinz und die Logenschließerin, der Stallknecht und die Markgräfin, die Königin und der Contremarkenhändler mit einander zusammengerathen.

Ihr ist keiner der verschiedenen Gebräuche von allen Ländern, welche sie durchwandert hat, unbekannt; sie kennt ganz genau die Etiquette der Höfe, vor welchen sie getanzt hat, und die Titel- und Rangordnung an denselben.

Sie hat alle Denkmäler der Hauptstadt in Augenschein genommen und beschreibt sie, als wäre dies erst gestern geschehen.

Sie spricht mit eben so großer Kennerschaft von den unterirdischen Gewölben Elloras und von den Basreliefs des Fakirs, wie von dem Chateau-Rouge und seinen Gärten, von dem Tower in London, wie von der Walhalla, von dem Alcazar, wie von der Statue Peter's des Großen.

Ein sehr ausgezeichneter Mann, der Herr Graf von N., besuchte Lola bei seiner Rückkehr von vieljährigen Reisen in Indien und China. Voll Verwunderung, daß sie beinahe eben so viel von diesen Ländern wisse, als er selbst, fragte er mich beim Abschied, ob sie schon lange aus denselben zurückgekehrt sei?

Ich weiß nicht einmal, antwortete ich, ob sie jemals dort war.

In Wahrheit ist sie jedoch eben so unwissend, als sie sich bemüht, unterrichtet zu erscheinen, und verfällt daher in ihrer gelehrten Manie jeden Augenblick in plumpe Irrthümer, welche den gänzlichen Mangel an einer gründlichen Erziehung verrathen.

Wenn sie von ihren Reisen und Verbindungen spricht, kann man sie anhören und Gefallen finden an Erzählungen,

die im Anfang einige Abwechslung darzubieten scheinen, welche aber, da sie sich beständig in gleichen Cirkeln bewegen, zuletzt monoton werden und überdies ganz unglaublich sind; dagegen kann man sich eines Lächelns kaum erwehren, wenn sie mit einer beinahe königlichen Autorität über Gegenstände der Kunst, der Literatur, der Geschichte oder Politik abspricht.

Mit unerschrockener Zuversichtlichkeit wirft sie Wouwermann und Titian, Murillo und Albrecht Dürer, Miguard und Cimabue unter einander; sie verwechselt Byron und Cervantes, Puschkin und Beranger, Schiller und Sadi; sie spricht von Heinrich IV. als von dem Sohne Heinrich's III., sie hält die Jungfrau von Orleans für eine Römerin und tadelt Ludwig XVIII. wegen der Zurücknahme des Edicts von Nantes; endlich ist sie eine ausgesprochene Feindin der Metternich'schen Schule, und erklärt die Ereignisse vom Juli 1830 aus der Beschränkung der Theaterunterstützungen, die Revolution in München aus den Bedenklichkeiten des Königs Ludwig, welcher Anstand genommen, die Königin zu verstoßen und sie zu heirathen, die Flucht des Papstes nach Gaëta aus der unfreundlichen Art, wie die barmherzige Schwester Marie von Genf ihr begegnet sei.

Es liegt auf der Hand, daß sie die Geographie aus dem Postbuche, die Literatur aus Almanachen, die Malerei aus dem Journal zum Lachen, die Geschichte bei den Theater-Costümiers und die Politik bei Seiner Majestät dem König Ludwig von Bayern studirt hat . . . .

. . . .

Wie alt, wird man fragen, mag diese Dame sein, die so viele Länder durchreist, die all' diese Reiche besucht hat, und von Ereignissen, die einander so fern liegen, gerade so spricht, als hätte sie denselben angewohnt."

Ist sie eine ewige Jüdin, verdammt zu unaufhörlichen Reisen und endlosen Wanderungen?

Abermals ein Geheimniß!

Lola ist die Sphinx von überall.

Ich täusche mich.

Wie der Held des griechischen Dichters hat sie eine einzige Stelle, die für den Pfeil verwundbar ist.

Aber es ist nicht die Ferse.

Habt Ihr Besucher aus allen Nationen in ihrem Schlafzimmer nicht die geschmacklose Lithographie gesehen, welche den Amor vorstellt, wie er in einer Schaluppe die Zeit vertreibt?

Ist nicht der Augenblick gekommen, diesem kahnführenden Cupido als Pendant das Bild der Zeit an die Seite zu stellen, wie sie den Amor vertreibt?

Mögen die launenhaften Winde und die wechselnden Fluthen des Genfersee's und der Themse dem Gott günstig sein, der leider mit der ganzen Schnelligkeit der Ruder des unermüdlichen Greises dahinflieht! Mit ihm entfliehen für immer die holden Worte, die zärtlichen Bekenntnisse, die fürstlichen Narrheiten, die königlichen Verschwendungen.

Diese Grafenkrone ist ein Blumenkranz, ein Eintagskranz! Auf seinem schleunigen Rückzug entführt sie der Gott unter seinen Flügeln.

Verlassene Ariadne, vergebens rufst Du auf dem öden Sandufer der Verbannungsinsel nach dem Sohne Cytherens. Getreuer, als er, wiederholt nur das Echo Dein Angstgeschrei, vermischt mit Thränen und Gewissensbissen.

Gewissensbissen, habe ich gesagt?

Ist sie bereits bei der Reue angelangt?

Will die arme Sünderin mit ihren langen Haaren, auf

welchen die Winter keinen Schnee zurückgelassen haben, bereits ihre Schmach verhüllen?

Beweint sie bereits knieend auf dem prachtvoll eingelegten Betpulte, dem Meisterwerk protestantischer Kunstschreinerei, ihre unsühnbaren Fehler?

Seufzt sie zu den Füßen dieses Kreuzes von Perlmutter und Ebenholz, dem aus dem heiligen Lande stammenden Geschenke eines Königs, zermalmt von dem doppelten Schreck der Erinnerung und der ewigen Drohungen?

Hat der Rosenkranz von Achat und Silber diese Finger, die man nur fähig glaubte, Cigaretten zu halten, oder auf einer kreischenden Guitarre zu klimpern, genugsam abgekühlt?

Und dieser aus München mitgebrachte Todtenkopf, sinnt sie über ihn nach in ihren immer allzu langen, durch endloses Wachen abgekürzten Nächten?

Im Schlosse der Kaiserin, wie im Pavillon der Paquis, hat man sie immer traurig, sorgenvoll, düster gesehen.

Die Ruhe, die Einsamkeit machen ihr Angst, sagt sie.

In den unvermeidlichen Stunden des Schlafes, beständig umgeben von Mariane Rufenacht und von ihren Hunden, zittert sie, mit sich selbst allein zu sein.

Welcher Art ist wohl das Geheimniß dieses unbekannten schreckenvollen Lebens?

Welche furchtbar düsteren Heimlichkeiten liegen verborgen oder sollen verdeckt werden durch diese Vorsichtsmaßregeln, diese mit jedem Tage, mit jeder Stunde sich wiederholenden Lügen?

Spanierin, Engländerin, Carougerin, wer sind Sie denn?

Wollen Sie etwa die antiken Ehren jener ägyptischen Gottheiten ansprechen, die so lange Zeit vor den Thoren der zertrümmerten Städte saßen?

Unbeweglich und stumm gleich diesen, glauben Sie vielleicht noch lange Zeit das undurchdringliche Räthsel der Vergangenheit für sich behalten zu können?

Er fragte mich nach der Lösung derselben, der Mann, der an sie schrieb: Geliebte Lolita!

Und ich gab ihm zur Antwort: Sire, ich weiß so wenig wie Ew. Majestät.

Erinnern Sie sich, wie oft ich ihnen diese Unterhaltung erzählte, und mit welch höhnischem Lächeln Sie von ihm sagten: Seine Ohren waren gespannt: Sus orejas apretadas.

Es war Ihnen leicht, einen König zu täuschen.

Ein neues Mährchen kostete Sie so wenig.

Aber alle Leute zu belügen, allen Leuten die Wahrheit zu verbergen, ist unmöglich, und bevor ich am Schlusse dieses Buches gleich dem spanischen Chronisten meine Feder mit einer ehernen Kette anbinde, werde ich die Wahrheit über Ihre Geburt, über Ihre Jugend, Ihr Alter bekannt gemacht haben, in Bezug auf welches letztere ich von der Frau v. Girardin die Verse entlehne, die auf Sie, theure Cornelie, gedichtet worden sind, zur Zeit, als Sie bloß über einen Journalisten herrschten:

Sei auch Cornelie, das tanzende Skelett,
In ihrer Jugend einst gewesen noch so nett,
Erzähle sie auch stets von ihren weiland Siegen,
Man schweigt, denn ihre Macht liegt in den letzten Zügen,
Ach zwischen dreißig schon und vierzig steht die Alte!

Doch wir sind im Begriff mit der berühmten Abenteurerin das phantastische Land der Träume und Mysterien zu verlassen.

Auf der Straße, die sie fortan wandelte, werden lärmende Liebeshändel, scandalöse Prozesse, die unvermeidliche Polizei, abwechselnd gehässige, zuweilen blutige Wegzeiger errichten.

Wir werden uns nicht mehr verirren.

Vielleicht wäre es besser gewesen, noch länger beim Klingklang ihrer Mandoline in diesem unentwirrbaren Labyrinthe von Mährchen und Erzählungen umherirren zu können.

Eine glanzlose arme Zigeunerin, wäre sie des Mitleids, vielleicht der Liebe würdig gewesen. Wer dürfte es wagen, einen Stein auf die Esmeralda zu werfen?

Aber die Buhldirne, welche eine Königin vorstellen will, verdient bloß Verachtung, Bann und Verwünschung.

In den entsetzten Ohren Lola's erklingen noch immer die Todesschreie von München; in den mit gräflichen Wappen geschmückten Equipagen, worin sie noch einige Tage ihre armselige Größe spazieren führt, glaubt sie noch immer Steine und Koth regnen zu sehen.

Fortgerissen in dem vergoldeten Wirbelwind einer unverhofften Erhebung, wagte sie von dem Erfolg eines unmöglichen Kampfes zu träumen, und während sie die Justiz, die Moral und öffentliche Entrüstung zu Gegnern hatte, möchte die Närrin die Ehren einer politischen Niederlage in Anspruch nehmen.

So hatte es der Dichter vorhergesagt; aber seine edlen Klänge wurden weder gehört noch begriffen von einer Person, welche er eben so geistreich als beredt zu belehren sich die Mühe nahm."

So weit diese vortreffliche Schilderung.

Nicht wahr, klingt sie nicht wie ein Roman à la Eugen Sue oder Alexander Dumas?

Und mit dieser herrlichen Biographie der Lola Montez, der verruchten, leichtsinnigen Tänzerin, sind die Memoiren geschlossen?

Wie? wußte der Herr nichts mehr? —

Oder hat er seine Tausende für die niedergelegte Feder

zusammengepackt und sich an einen anderen, eben so vortrefflichen Roman gemacht?

Was mich betrifft, ich will ihn gern dafür bezahlen, — wenn er weiter schreibt! —

Die Lüge hat auch ihren Werth, sie hat den Werth, zu zeigen, daß man die Wahrheit nie theuer genug erkaufen kann.

Hundertdreiundsiebenzigstes Kapitel.

Die Franzosen, wie sie waren und wie sie sind.

Abermals war ich in Paris.

Ich war in Paris im Jahre 1848.

Nur ein paar Jahre waren verstrichen, seitdem ich Paris zum letzten Male gesehen hatte.

Welch eine Veränderung!

Wo war Louis Philipp, wo waren seine Prinzen, wo waren sie Alle, die Herren, welche noch vor einem Jahre sich um die Herrschaft über dieses wetterwendische Paris stritten?

Wahrlich, die Herrschaft muß einen mächtigen Zauber haben, wenn sich stets neue Candidaten für diesen Thron auf einem vulkanischen Boden finden. —

Was wird die Welt von diesem Paris noch zu erwarten haben?

Mag in Paris der Säbel oder der Frack herrschen, Paris bleibt Paris.

Und wenn sich alle Klassen der Gesellschaft Frankreichs es

tausendmal vornehmen, ein anderes Paris zu schaffen, — Paris bleibt dennoch das alte.

Die Franzosen scheinen einmal — ich wiederhole es — den weltgeschichtlichen Beruf zu haben, der moderne ewige Jude zu sein, welcher nicht rasten kann, bis das sociale Problem der Zukunft, zum Heil oder Unheil des Menschengeschlechts, gelöst sein wird.

Den Charakter der Franzosen, dieses Volkes, welches schon wieder die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich hinzieht, hat ein Engländer, welcher alles Nationalvorurtheil abgestreift, mir sehr gut dargestellt. Ich halte in dieser Zeit nichts für nöthiger, als über den Charakter der verschiedenen Völker sich ein möglich klares nnd unbefangenes Bild zu machen, um sowohl die Zeitereignisse, welche uns gegenwärtig berühren, als die, welche uns bevorstehen, würdigen zu können.

Wir gehen einer verhängnißvollen Zukunft entgegen, darüber täuscht sich das allgemeine Zeitbewußtsein nicht.

Ich halte das Temperament eines Franzosen, gleich dem eines Welschen, für jähzornig. Es wäre mir sehr unangenehm, selbst wenn ich die Kraft und das Geschick eines Preiskämpfers vom ersten Range besäße, einen Franzosen, der ein Messer oder irgend eine tödtliche Waffe zur Hand hat, zu schlagen. Ein Freund von mir machte vor einigen Jahren diesen Versuch und mußte ihn streng büßen. Ein Beispiel dieses jähzornigen und unritterlichen Benehmens kam vor einiger Zeit in Calais vor. Ein Mann, der mit Besen handelte, legte sein Bündel dicht an die Thür eines Kaffeewirthes. Daraus entstand ein Wortwechsel, und Letzterer schlug den armen Besenhändler mit einer leeren Flasche, die er gerade in der Hand hatte, auf den Kopf, so daß er auf der Stelle todt blieb. Diese Heftigkeit ist mit den übrigen Charakterzügen der Franzosen

unter welchen Humanität und Gutherzigkeit die erste Stelle einnehmen, kaum zu vereinen. Was aber ihre Sitten betrifft, so möchte ich mich vor Allem auf die Worte des Dr. Moore berufen, der sich lange in Frankreich aufhielt, und dem man gerade nicht nachsagen kann, daß er frei von Vorurtheilen sei.

„Höflichkeit und gute Sitten, sagt er, sind in Frankreich, wenn auch in verschiedenen Graden, unter allen Klassen zu Hause, vom höchsten Adel bis zum niedrigsten Handwerker. Dies ist ein hervorstechenderer Zug des französischen Nationalcharakters, als die Unruhe und der Leichtsinn, welchen man den alten wie den neuen Bewohnern dieses Landes stets zum Vorwurf gemacht hat. Der Große ist höflich gegen seine Untergebenen, der Glückliche gegen die Unglücklichen, selbst der Bettler, wenn er um Almosen anspricht, thut dies als homme comme il faut; und wenn ihm seine Bitte abgeschlagen wird, so kann er wenigstens sicher sein, daß er mit einem Schein der Humanität, aber nicht mit Grobheit oder Schimpf abgewiesen werden wird. Diese, wie alle allgemeinen Bemerkungen über die Sitten und den Charakter einer Nation, hat ihre Ausnahme, aber im Allgemeinen sind feine Sitten in Frankreich vorherrschend. Was aber ihre Eitelkeit betrifft, so scheint mir dieselbe ein sehr verzeihlicher Fehler zu sein; denn über welches Volk, über welchen Menschen übt er nicht seine Gewalt aus? Unter seinem Einfluß erweitern sich nicht nur die heiteren Blumen der Jugend, selbst der ausgetrocknete Busen des Alters wird von ihm auf's Höchste erregt." —

Selbst in den unbedeutendsten Dingen zeigt ein Franzose seine Gutmüthigkeit und Höflichkeit. Er wird z. B. nie eine Prise Tabak nehmen, ohne dir seine Dose anzubieten, magst du ihm noch so fremd sein. Doch das Anbieten der Tabacksdose als ein Zeichen der Freundschaft ist eine alte Sitte, und

noch älter ist die Sitte, daß Männer und Frauen einander öffentlich küssen, und ich gestehe, es ist ein schöner Rest alterthümlicher Sitten. Sie ward schon von den Alten so streng beobachtet, daß, wie uns Sueton erzählt, man für einen Grobian galt, wenn man sie nicht beobachtete. Die Franzosen begrüßen sich auf diese alte Weise, wenn sie mit einander zusammen kommen und wenn sie sich trennen.

Das gesellige Leben der Franzosen, ihr Benehmen und Temperament läßt sich nach einer vereinzelten Thatsache beurtheilen. In der ganzen Zeit meines hiesigen Aufenthalts gab es eine ziemliche Anzahl Duelle unter den Engländern, während ich nur von einem einzigen weiß, das unter den Franzosen vorfiel. Und was die allgemeine Moral betrifft, so will ich mich auf eine Klasse von Leuten berufen, die man den Bodensatz der Gesellschaft zu nennen pflegt, ich meine die beim Fischhandel betheiligten Personen, und auch die Bootsleute. Ich war in den letzten zwei Jahren zweimal in Gefahr zur See, einmal auf einem offenen Französischen Boote, das andere Mal auf einem Englischen. Man höre, wie sich die Schiffer benahmen; der einzige Ruf, den ich auf dem Französischen Boote hörte, war: fort oder vite, d. h. zieht stark an, wenn sie eine Woge auf uns heranstürzen sahen, während auf dem Englischen fast jeder Ruderschlag von einem Fluche begleitet war. Dann zeichnen sich die Fischer der Französischen Küste und besonders von Calais durch ihre religiöse Gewissenhaftigkeit aus, die sie mitunter bis zur abergläubischen Furcht treiben, aber die wildesten religiösen Begriffe sind besser als gar keine, und ich fürchte sehr, daß den Dover-Bootsleuten in dieser Beziehung fast Alles fehlt. Doch dürfen, wie Goldsmith bemerkt, Fremde, wenn ihnen solche Scenen auffallen, die sie im eigenem Lande nicht gewohnt sind, ihre Vorstellungen von den

Engländern nicht nach den Tugenden und Lastern des gemeinen Volkes bilden, indem dieses seine Fehler dem Fremden rückhaltslos bloßstellt, seine Tugenden aber nur dem forschenden Auge des Philosophen zeigt. Aber einen Mangel rügt er an seinen Landsleuten, der nicht zu bestreiten ist. Fremde, welche England besuchen, finden wenig von jenen kleinen Zuvorkommenheiten, welche anderswo so häufig, und welche Zeichen eines gegenseitigen Wohlwollens sind, ohne daß eine nähere Bekanntschaft vorausgegangen ist, und so werden die Fremden leicht geneigt, wenn sie in die Heimath zurückkehren, England als das Land des Spleens, der Grobheit und der schlechten Laune zu schildern.

„Die Franzosen scheinen mir nicht bloß für Handlungen der Höflichkeit und Achtung sehr empfänglich zu sein, sagt Moore, in der That, man darf nur höflich gegen sie sein, und man kann Alles mit ihnen machen, — sondern auch sehr dankbar für wirkliche Wohlthaten; ich spreche jetzt von den niederen Ständen und will hier einige Beispiele anführen. Zur Zeit, als die Cholera grassirte, hemmte ich den Fortschritt der Krankheit bei einer Webersfrau in meiner Nachbarschaft, indem ich ihr zeitig Medizin zukommen ließ, und sie bewies ihre Dankbarkeit, indem sie mir drei Ostersonntage hinter einander — und sie würde es, wenn ich es zugegeben hätte, länger fortgesetzt haben — einen großen Butterkuchen von ihrer Fabrik schickte. Eben so wissen die Fuhrleute auf dem Kanal hinter meinem Hause und die Arbeiter auf dem großen offenen Felde, wenn ich ihnen an heißen Tagen eine Flasche gewöhnlichen Weins zu ihrem Mittagessen schicke, oder einen Krug warmen Kaffee zum Frühstück an kalten Tagen, dies sehr hoch zu schätzen; und sollten die Ersteren finden, daß mein Boot los gegangen ist und forttreibt, so bin ich sicher, daß sie es wieder anbinden,

so wie die Letzteren mir zu jedem kleinen Dienste erbötig sind. Und so ist es auch unter den höheren Ständen. Ich schaffte dem Fürsten von der Moskwa einige Stalldiener und kaufte für ihn einen Renner, der mehr als gewöhnliches Glück hatte. Seine Dankbarkeit für diese unbedeutenden Dienste schien keine Grenzen zu kennen, was man aus den freundlichen, ich möchte sagen, zärtlichen Briefen, die er an mich schrieb, ersehen konnte."

In allen Ländern, in denen die Civilisation sehr hoch gestiegen ist, bringen es die Bedürfnisse der Gesellschaft mit sich, daß man von einer gewissen Klasse der Gesellschaft sagen kann: der Sonntag selbst bringt ihnen keine Ruh; auf der anderen Seite aber giebt es in Frankreich wieder Viele, welchen an diesem Tage wohl Rast vergönnt wäre, die aber aus eigenem Antriebe diesen Vortheil aufgeben, und eben so giebt es Viele, welche zu glauben scheinen, daß man, wenn man nach Art der Psalmisten nur im Tanze Gottes Namen preise, sein Gebot des Ruhetages erfülle. Nun gehöre ich keineswegs zu denen, welche nicht glauben, daß der Sonntag zu einem Tage der Erholung und des Vergnügens bestimmt sei, oder daß es zu irgend einer Zeit dem Menschen verboten sein sollte, die Sorgen und unabwendbaren Leiden des Lebens im Genuß der flüchtigen Stunde zu vergessen; und ich bin fest überzeugt, daß diejenigen Personen in jedem Lande, welche die harmlosen Zerstreuungen des Volkes am Sonntage gern abkürzen möchten, weit davon entfernt sind, in moralischer Beziehung ihre Freunde zu sein.

Es ist mir oft eingefallen, daß die politische Welt in Frankreich weniger aufgeregt sein würde, als sie es ist, wenn die Franzosen etwas männlicher wären, wenn sie z. B. mehr an männlichen Belustigungen Gefallen fänden. Die Jagd und die Rennbahn bilden bei den Engländern, wenn sie zusammen

kommen, einen Hauptgegenstand der Unterhaltung. Um wie viel besser ist es, daß sie harmlos über solche Dinge plaudern, als über die Regierung raisonniren oder gar sich gegen das Leben ihres Souverains verschwören. Durch die Vertheilung des Eigenthums in diesem Lande ist die Zahl der Personen, die ein kleines Eigenthum besitzen, welches gerade ausreicht, ihnen Unabhängigkeit zu gewähren, d. h. sie zu Müssiggängern zu machen, viel größer, als in England, wovon man sich bei einer Reise durch die größeren und selbst die kleineren Städte der Provinz überzeugen kann.

Da die Franzosen kein Interesse an Agrikulturbeschäftigungen haben, noch an Feldbelustigungen Theil nehmen, so haben sie außer ihren rein häuslichen Angelegenheiten wenig, was ihnen Stoff zur Unterhaltung bietet, und sind also gezwungen, sich zur Politik zu wenden. Doch ist mir nie zu Ohren gekommen, daß, wenn sie auch noch so sehr vom Parteigeist beherrscht sind, eine Verschiedenheit der Meinungen unter Franzosen eine gleiche persönliche Erbitterung erzeugt, wie neulich in England, wo ein whigistischer Besitzer von Dachshunden seiner Koppel in einen gewissen Theil seines Landes nicht folgen wollte, weil derselbe von toryſtischen Edelleuten angefüllt sei. Das Beispiel des ganzen Alterthums sollte wohlerzogene englische Gentlemens von so engherzigen Ansichten heilen. Die Freundschaft des Tacitus und Plinius war fast sprichwörtlich, indem der Eine kaum ohne den Andern erwähnt wird, und doch war Tacitus ein eben so feuriger Republikaner, als Plinius ein Verehrer der kaiserlichen Gewalt und der vorzüglichen Tugenden seines Beschützers Trajan. Auch in Frankreich stört jene Verschiedenheit der Ansichten über Politik und Religion nicht den geselligen Umgang. Was man religiöse Heuchelei nennt, ist in Frankreich sehr selten, und

das ist gewiß sehr gut; denn, wie Bacon bemerkt, folgt auf Heuchelei in dem einen Zeitalter ganz sicher Atheismus im nächsten, und England selbst hat diese furchtbare Prophezeihung wahr gemacht.

Im Ganzen aber hat sich der Volkscharakter und die Sitten und Gewohnheiten der höheren Stände in Frankreich sehr wenig verändert, und ich erinnere mich eines italienischen Briefes aus dem 17. Jahrhundert, welcher die damaligen Zustände Frankreichs schildert und gewiß von sehr hohem Interesse ist.

Ich gebe hier einige Auszüge aus demselben:

„In diesem Lande, schreibt der Italiener, sind die Fremden wohl aufgenommen, wenn sie nur nichts verlangen. Sie können sich hier amüsiren, so viel sie wollen, denn die Franzosen selbst haben eben nichts Anderes zu thun. Wenn man in diesem Lande nicht beständig zwei Schutzengel zur Seite hat, den einen für den Leib, den andern für die Börse, so bringen uns die eigene Sinnlichkeit und die Habsucht Anderer erst auf den Hund und dann in's Hospital. Für das, was ich hier verloren habe, habe ich wenigstens ein neues Gut gewonnen: ich bin Schmeichler geworden. Man ist hier genöthigt, stets und Alles zu loben, und die schlechten Dinge noch mehr, als die guten, sonst kann man mit den jungen Leuten nicht in Frieden leben. Nur mit der Scheinheiligkeit halte ich es nicht, da ich nicht leiden kann, daß man Gott und Menschen betrügt, um dem Teufel Plaisir zu machen. Ich habe mich zum Doktor der Komplimente promovirt, besonders weit habe ich es in der Kunst gebracht, um Verzeihung zu bitten; diese Art Ceremonien sind in Frankreich noch gewöhnlicher, als in Italien die Liebesseufzer. Kein Kompliment und keine Artigkeit kann man sich erweisen, ohne daß man um Verzeihung bittet; unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß man alle

Beleidigungen verzeiht, und wenn Jemand sich erinnern könnte, daß er beleidigt worden, so wäre er kein guter Franzose.

Was Paris betrifft, so weiß ich nicht, wo ich mit der Schilderung dieser Stadt beginnen soll, deren Bewohner bis auf die Brücken des Flusses und die Dächer der Häuser wohnen, und deren Frauen, die nur Helden zur Welt bringen, mehr zu sagen haben, als die Männer. Diese große Stadt ist der Sitz der Unruhe, und da ich eine Beschreibung derselben geben soll, so will ich mit der rastlosen Bewegung, die hier Tag und Nacht ununterbrochen herrscht, anfangen.

Als Neros Lehrer von der Ruhe seines Lebens schrieb, dachte er wahrscheinlich an die Miethkutschen seiner Zeit, indem er die Ruhe mit dem unaufhörlichen Geräusch verglich, das dieselben in Rom machten: es giebt deren hier eine unendliche Zahl, die nur dazu gemacht scheinen, um die Lebenden zu tödten. Die Pferde, welche sie ziehen, fressen gehend, die Kutscher sind so brutal, ihre Stimme ist so heiser und unangenehm, und das Klatschen ihrer Peitschen vermehrt die Töne auf eine so entsetzliche Weise, daß es scheint, als seien alle Furien in Bewegung, um aus Paris einen Aufenthalt der Verdammniß zu machen. Dieser Folterwagen wird nach Stunden bezahlt, eine Sitte, die sichtlich erfunden worden ist, um die Tage abzukürzen in einer Zeit, wo das Leben so kurz ist.

Wenn ehemals ein Kaiser, um sich von Rom's Größe einen Begriff zu verschaffen, so thöricht war, alle Spinnengewebe im Umfange dieser Stadt sammeln und wiegen zu lassen, so könnte man die Größe von Paris viel sicherer nach der außerordentlichen Menge von Lakaien, Pferden, Hunden, Prozeßführern und Spitzbuben, die man daselbst findet, beurtheilen: alle diese Leute bilden ein Drittel der Bevölkerung. Nimmt man hinzu die Unzahl von Glocken, die, an unzähligen

Thürmen hängend, mit ihren kläglichen Klängen die Ruhe aus der ersten Luftregion verscheuchen, und hierzu noch das Geheul und Geschrei Aller, die auf den Gassen Grünzeug, Milch, Obst, Lumpen, Sand, Besen, Fische, Wasser und tausend andere zum Leben nothwendige Dinge ausrufen, so wird man zu der Einsicht kommen, daß es keinen Taubgebornen auf der Welt geben kann, der sich selbst so wenig liebt, daß er um den Preis, so eine diabolische Höllenmusik zu hören, das Gehör wieder zu erlangen wünschte.

Das Volk berauscht sich nur an den Feiertagen, wo es nichts thut, arbeitet aber um so fleißiger an den Wochentagen. Es giebt kein Volk in der Welt, das fleißiger ist und doch so wenig erwirbt, weil es Alles seinem Leib und seinem Magen giebt, und dennoch ist es immer guten Muthes."

Dieser Schilderung folgen noch einige andere über verschiedene Gegenstände, und ich will zuerst mit der wichtigsten, der Frauen, beginnen.

Hundertvierundsiebenzigstes Kapitel.

Die Pariser vor hundertundfünfzig Jahren.

Die Frauen. — Die Sprache. — Woran man einen Franzosen erkennt. — Die Höflichkeit. — Die Moden. — Was man in Paris findet, und was nicht.

Besonders leidenschaftlich lieben hier die Frauen die kleinen Hunde, und sie lieben diese so zärtlich, als ob sie von dem Geschlecht des Hundes wären, welcher dem Tobias folgte. Sie sind der schönste und zugleich der häßlichste Schmuck der Stadt, denn die Schönen sind selten; aber in Anmuth und Lebhaftigkeit übertreffen sie alle Frauen der Welt, und dadurch wird es ihnen so leicht, zu überreden, Alles für sich zu gewinnen und niemals etwas zu verlieren. Sie haben auch das Vorrecht, ihrer Männer Herr zu sein und Niemandem zu gehorchen. Die Freiheit, welche dieses Geschlecht hier hat, ist größer, als die der nomadisirenden Araber, welche niemals des Abends an den Orten schlafen, wo sie des Morgens aufgestanden sind. Sie sind schlau und beredt, sie verkaufen öffentlich in den Läden und auf den Plätzen und geben den Männern weder in der Kunst, zu nehmen, noch in der, zu übervortheilen etwas nach.

Die, welche gern die Gelehrten spielen wollen, geben Nie-

mandem Pardon, und wenn sie die Maximen des Aminthos im Kopfe haben, so ist kein Xenokrates so streng, der sich nicht überreden ließe. Einige besteigen den Parnaß in Gesellschaft der Dichter, und da man hier die Unkenntniß selbst in unnützen Dingen übel nimmt, so rühmen sich fast alle Frauen, Lehrer gehabt zu haben und aus einer Schule hervorgegangen zu sein. So sind Einige unter ihnen, die Bücher machen, die Klügsten gebären Kinder und die Frömmsten trösten die Verlassenen, die Nüchternsten essen täglich eben so oft, als die Muselmänner beten, da es die Sitte des Landes ist, die aufgehende Sonne mit dem Brod in der Hand zu begrüßen.

Sie kleiden sich alle sehr zierlich; man sieht sie zu jeder Stunde, sie lieben die Unterhaltung munterer Personen, sie spazieren durch die Stadt, wie es ihnen gefällt; die Thür ihres Hauses ist denen, die es einmal betreten haben, stets geöffnet. Sie hassen Niemanden, außer wenn man sie mit solchen Dingen foppt, von denen Lamir dem Könige Demetrius zu verstehen giebt, daß sie für das schöne Geschlecht beleidigend wären, d. h., wenn ein Mann sich dessen rühmt, was man ihm nicht gestattet hat, oder wenn er das nicht thut, was man ihm gestattet. Sie wechseln oft die Mode in ihren Kleidern, so wie sie oft ihr Gesicht wechseln.

Es giebt Einige unter ihnen, die, wenn sie aus dem Hause gehen, den Dieben zum Trotz die Thüren zu schließen unterlassen, weil sie ihr ganzes Eigenthum bei sich tragen. Die Vornehmsten ziehen einen langen Schweif von Gold oder Seide nach sich, womit sie Kirchen, Gärten und die Straßen kehren. Sie haben alle das Vorrecht, zu jeder Zeit maskirt zu gehen, sich zu verbergen und sich zu zeigen, so oft es ihnen gefällt, und oft kommen sie mit einer Maske von schwarzem Sammet in die Kirche, wie zum Ball und in die Komödie,

Gott und ihren Männern unbekannt. Die schönsten herrschen über ihre Männer wie Königinnen und über ihre Liebhaber wie über Sclaven. Sie wissen nicht, was es heißt, ihre Kinder zu säugen, zurückgezogen in ihren Häusern zu leben, das Gewebe Penelope's zu machen; und indem sie so frei leben rühmen sie sich, Capitäne und Literaten zur Welt zu bringen, woran dieses Land besonders reich ist, da man hier mehr Gelehrte und Soldaten findet, als in Indien und Asien Abergläubige und Astrologen.

Sie geben und nehmen schnell Liebe, aber man liebt weder lange noch genug. Die Ehen, die sonst für das ganze Leben geschlossen werden, dauern jetzt nur gewisse Zeit, am häufigsten ist die freiwillige Ehescheidung, bei der der Mann ruhig in der Provinz lebt, während die Frau sich in Paris vergnügt.

Man sieht hier höchst selten Eifersüchtige, selten einen Mann, den die Untreue seiner Frau unglücklich macht, und eben so selten ein Mädchen, welches der Diana opfert.

Der Kuß, welcher in der Türkei, in Italien, in Spanien den Ehebruch anbietet, ist hier eine gewöhnliche Höflichkeit, und wenn jener artige Perser, der so viele geheimnißvolle Reisen machte, um dreimal den schönen Cyrus zu küssen, in Paris gewesen wäre, er hätte diesen Genuß bald geringschätzen gelernt. Man macht keinen Besuch, bei welchem man nicht Küsse austheilt und empfängt, aber diese haben den Werth der Münzen, die man gelten läßt, was man will, und da der Kuß eine Waare ist, die nichts kostet, die sich nicht abnutzt und die immer in Ueberfluß da ist, so ist Niemand geizig im Geben, und Wenige sind begierig sie zu erhalten.

Der Leichtsinn der Franzosen.

Der Leichtsinn ist das fünfte Element der Franzosen. Sie lieben besonders das Neue und sie bieten Alles auf, um einen Freund nicht lange zu behalten. Sie schicken sich gleich gut in Kälte und in Hitze; sie sinnen täglich auf neue Moden in ihrer Kleidung, und da sie sich in ihrem eigenen Lande immer langweilen, sieht man sie bald nach Asien, bald nach Afrika gehen, Wenige nach Spanien, Mehrere dagegen nach Italien und in eine Menge anderer Länder, um ihren Aufenthalt zu verändern und sich zu zerstreuen. Die, welche nicht reisen können, machen es mit ihren Häusern, wie mit ihren Kleidern; sie verändern oft die Wohnung, aus Furcht, wie sie sagen, sie möchten in ihr altern.

Die Sprache.

Die Sprache der Franzosen ist ein edles Gemisch aus Lateinisch, Italienisch und Spanisch; angenehm ist sie nur für den, der sie gut versteht. Sie verschlingen die Hälfte der Worte; sie schreiben nicht wie sie sprechen und machen sich ein Vergnügen daraus, zu sprechen, wie sie nicht verstanden werden können; so rasch sprechen sie die Worte aus, obgleich ihre Sprache jetzt gefeilt und graziös ist.

Da sie es langweilt, wenn sie sich von gegenwärtigen Dingen unterhalten, so plaudern sie fortwährend von der Zukunft, seltener von der Vergangenheit und niemals vom Alterthum; sie meinen, es sei ein Fehler der Spanier und Italiener, die vergangenen Jahrhunderte aufzugraben, und sie suchen nur neue Bücher, junge Pferde und Freunde, die an demselben Tage geboren sind.

Woran man einen Franzosen erkennt.

Einen richtigen Franzosen erkennt man an vier Dingen: wenn die Glocke schlägt, wenn er Jemanden um Etwas befragt, wenn er verspricht und wenn er von seinen Liebschaften plaudert. Kaum beginnt die Glocke zu schlagen, so fragt er, wie spät es ist; ehe er noch die Frage geendet hat, will er, daß man ihm geantwortet habe; er thut nur das, was er zu unterlassen versprochen hat; und was seine Liebschaften betrifft, so geht er mehr darauf aus, mit den Gunstbezeugungen seiner Geliebten zu prahlen, als sie zu empfangen.

Wenn die Veränderung des Wetters die Franzosen zwingt, sich Morgens in Wolle und Nachmittags in Seide zu kleiden, so zwingt sie zu dieser Veränderung ebensowohl die Flatterhaftigkeit ihres Temperaments.

Der Luxus und das theure Leben wären hier eher zwei Güter als zwei Uebel, wenn nur die Reichen allein glänzend lebten, aber der Neid hat sie auch unter die Anderen verbreitet, die es ruinirt. So scheint es, daß Paris fortwährend seinem Ende nahe, wenn es nämlich wahr ist, was ein Alter gesagt hat: daß der übertriebene Aufwand das sichere Symptom einer sterbenden Stadt sei. Jetzt aber, da die Kutscher und Lakaien Scharlach und Federn zu tragen beginnen, und Gold und Silber auf ihren Kleidern zu tragen gewöhnlich geworden ist, ist anzunehmen, daß der übertriebene Luxus der Reichen bald aufhöre, da nichts die goldgestickten Kleider bei den Vornehmen so in Mißkredit bringt, als sie auf dem Leibe der untersten Personen zu sehen.

Der König allein findet Gehorsam; sonst giebt es keinen Großen, der dem Niedrigsten zu drohen wagt. Habt ihr dem Herrn gegeben, was ihm gebührt, so könnt ihr im Uebrigen

à la grecque leben. Man braucht auf der Straße vor Niemandem den Hut zu ziehen, außer vor dem Allerheiligsten, wenn es zu den Kranken getragen wird. Die Leute aus der Hefe des Volkes genießen dasselbe Vorrecht; sie gehen Niemandem aus dem Wege, sie dulden nicht die geringste Beleidigung, und sie sind mehr gefürchtet, als die anständigen Leute, da sie nicht wissen, wie es in den Republiken zugeht, wo wenige Herren einem ganzen Volke von Sclaven gebieten.

Es giebt kein Volk, das gebieterischer und unverschämter ist. Sie selbst haben sich in den Ruf gebracht, daß sie des Abends vergessen, was sie des Morgens versprochen haben; sie sagen: sie allein hätten in der Welt das Vorrecht, ihr Wort zu brechen, ohne befürchten zu müssen, daß sie sich gegen die Ehre vergehen, und daß sie die Einzigen seien, welche die wahre Freiheit zu genießen verständen.

Die Höflichkeit.

Die Höflichkeit wird in Frankreich mehr studirt, als im Chinesischen Reich; man übt sie unter den Personen von Rang mit vieler Anmuth aus, die Bürger mischen viel Affectation hinein, und das Volk ist dabei plump. Jedermann macht daraus eine Kunst, je nach seinem Geschmack und seiner Bildung. Man findet Lehrer, welche in den Komplimenten unterrichten, und dieser Tage sah ich auf der Straße eine ziemlich hübsche Frau, die sich erbot, mir Komplimente zu verkaufen, und das billig. Diese Frau geht in die Häuser und breitet da ihre Waare aus, von der sie lebt.

Was man in Paris findet, und was nicht.

Was man in Paris gewöhnlich findet, das sind: eine Menge Versprechungen, die man nicht hält; eine Menge em=

pfangener Gefälligkeiten, die man schnell vergißt; viele Narren auf der Straße und manche eingesperrt, was man aber selten sieht, das ist Bescheidenheit und Weisheit, ferner mäßige Leute, nüchterne Personen und Leute, die alt geworden sind. Sehr selten sieht man schüchterne und skrupulöse Menschen daselbst; was man aber nie findet und doch am meisten wünscht, das ist Ruhe, Verborgenheit, und ein wahrer Freund.

Die Moden.

Chokolade, Thee und Kaffee sind hier sehr Mode, aber der Kaffee erhält vor den andern Getränken den Vorzug, und zwar als ein unfehlbares Mittel gegen — den Trübsinn; als neulich eine Dame erfuhr, daß ihr Mann in der Schlacht geblieben sei, sagte sie: man bringe mir schnell Kaffee! und sogleich schien sie getröstet zu sein.

Ich wußte die letzten Tage nicht, ob man noch Brod esse, denn der, welcher mir geflochtenes Brod, welches ich besonders gern aß, bringen sollte, sagte mir, es sei nicht mehr Mode. Die Mode ist der wahre Dämon, der diese Nation fortwährend martert, und das in dem Grade, daß sie nicht einmal die Frauen mehr lieben, wie sie es früher thaten, und die Muthwilligsten würden ein zärtliches Attachement als eine Sünde betrachten.

Man hat die Cravatten so kurz getragen, daß man sie kaum sah, und jetzt bindet man sie so an den Hals, daß sie wie Boulogner Saucischen herabhängen. Die Franzosen tragen keine Degen mehr, sondern Säbel. Die Bologneser Hunde gelten jetzt für häßlich, und man liebkost nur die, welche eine Wolfsschnauze und abgeschnittene Ohren haben, und je mißgestaltener sie sind, desto mehr werden sie mit Küssen und Umarmungen überhäuft.

Der Briefschreiber schließt mit den Worten, welche am besten zeigen, wie Frankreich immer Frankreich bleibt:

Mein theurer Freund, schreibt er, bitten wir Gott von ganzem Herzen, daß er dieser tapferen Nation den Geist des Friedens gebe, und daß die kriegerische Wuth, die stets in ihr tobt, sich zum Guten lege, damit Ruhe und Sicherheit in ganz Europa wiederkehren.

Hundertfünfundsiebenzigstes Kapitel.

Was ich gesehen habe.

Die Legitimisten. — Die Napoleoniden. — Die Republikaner. — Louis Napoleon in Ham. — Die Literaten.

Mein Aufenthalt in Frankreich war von nicht langer Dauer. Mit dem Könige von Bayern stand ich fortwährend in Briefwechsel. Wir hatten uns verabredet, in Rom zusammenzutreffen, doch wurde dieser Entschluß beiderseits aufgegeben. Man hatte nach meiner Entfernung aus München nichts unterlassen, um dem Könige in Bezug auf mich die gehässigsten Dinge mitzutheilen, und wo nur möglich, meinen Namen zum Skandal zu machen; ja einige Unverschämte hatten es nicht unterlassen, vom Könige Summen zu erpressen, indem sie vorgaben, daß sie Dinge von mir wüßten, welche mich vor der Welt höchst verächtlich machen würden, wenn sie solche enthüllen wollten.

Nun hatte der König gewiß das beste Vertrauen zu meinem Charakter, aber was hat ein König nicht Alles zu fürchten, worüber der gewöhnliche Mensch lächeln kann?

Mehrmals suchte man Se. Majestät durch die Herausgabe meiner Memoiren oder vielmehr durch Androhung, daß die-

selben erscheinen würden, zu mystificiren, und hätte der König solchen Intriguen nicht verächtlich den Rücken gekehrt und den guten Willen unbezahlt gelassen, welche Memoiren der Lola Montez würden nicht erschienen sein? Fehlt es mir an Feinden, denen die Erbitterung alles Mögliche, die abscheulichsten Schmähungen und Lügen in die Feder diktirt hätte? — Da ich hörte, daß man damit umging, meine Memoiren zu schreiben, so faßte ich allerdings einen Augenblick den Entschluß, um alle Schmähungen und Lügen, welche in Betreff meiner Person ausgestreut waren und noch werden könnten, zu Schanden zu machen, meine Memoiren niederzuschreiben, und trat deshalb mit einem Gelehrten in Verbindung, da ich einsah, daß ich selbst dann, wenn ich sie wirklich selbst schreiben wollte, doch wegen verschiedener Dingen eines Beistandes bedurfte. Indeß wollte ich diesen Schritt ohne die Einwilligung des Königs von Bayern nicht thun, da ich mit Recht glaubte, daß es mindestens indiscret von mir sein würde, über Verhältnisse zu schreiben, welche das Privatleben des Königs berührten. Ich unterließ es aber zu fragen und die ganze Sache unterblieb.*)

---

*) Anmerkung des Uebersetzers:

Hierauf scheint sich ein Brief des Herrn Hurt-Binet zu beziehen, welcher an die Redacteure des Schweizer Journals de Génève folgenden Brief richtete, den wir den angeblich von Papon herausgegebenen Memoiren entlehnen, ohne natürlich für dessen Aechtheit bürgen zu können.

„Meine Herren!“

„Der Lärm, welchen die Ankündigung eines Werks über Lola Montez verursacht hat, ist bis in mein einsames Studirzimmer gedrungen, und sogar mein Name wurde, wie man mir schreibt, in die Vermuthun-

Indeß hatten doch die vielen Intriguen, welche mich und den Monarchen von allen Seiten umspannen, einige Mißstim-

---

gen aller Art gemischt, welche diese Erscheinung hervorruft. Da mehrere schweizerische und auswärtige Journale schon vor etlichen Monaten von mir ausgesagt hatten, daß ich mich mit den Memoiren dieser romantischen Celebrität beschäftige, so hat man geglaubt, mein Buch sei dasjenige, das nunmehr erscheinen solle.

Es ist kein wahres Wort daran; die Sache verhält sich so:

Ich machte zufällig die Bekanntschaft der Gräfin von Landsfeld; sie bat mich, sie zu besuchen und ich leistete dieser Einladung Folge. Ich weiß nicht, welche Laune sie veranlaßte, daß sie eines Tages in Gesellschaft mehrerer angesehener Männer, die zufällig bei ihr versammelt waren, ohne Weiteres mich fragte, ob ich die Redaction ihrer Memoiren übernehmen wolle. Ich sagte zu. Wir vereinigten uns über einen Tag, wo sie mir die nothwendigen Documente zustellen sollte, welche sie, wie sie sagte, von mehreren Orten her kommen lassen mußte. Inzwischen erzählte sie mir in langen Unterhaltungen die verschiedenen Phasen ihres abenteuerlichen Lebens. Anfangs fand ich großes Vergnügen an diesen vertraulichen Mittheilungen, aber bald kam ich zu der traurigen Ueberzeugung, daß dieselben, gleich den poetischen Mährchen der arabischen Sultanin Scheherfade mehr interressant, als der Wahrheit getreu seien, denn dieselben Facta wurden jeden Augenblick mit unerwarteten Variationen wieder erzählt. Je tiefer ich in das Gewölke eindrang, um so weniger vermochte ich klar zu sehen. Noch bis auf die jetzige Stunde weiß ich den Ort ihrer Geburt nicht. Die wunderbaren und sich widersprechenden Fabeln, womit sie ihre Wiege umgab, machten jede Gewißheit in dieser Beziehung ebenso unmöglich, als es bei ihren beständigen Fahrten unmöglich ist, vorherzusagen, welches Land einst ihre hübschen Gebeine verwahren wird.

Bald hatte sie das Tageslicht in der schönen Sevilla, unter den Citronenbäumen der maurischen Könige erblickt, eine Enkelin Figaro's

mung zwischen uns hervorgerufen, und ich erkannte, daß es von mir undankbar sein würde, den König stets diesen bösen Einwir-

---

und Urenkelin des Guzman von Alfarache; ein Kind des Balles, hatte sie, zur Musik der Guitarren und Castagnetten den Fandango tanzend, gehen gelernt; in den Coulissen geboren, fand sie sich nur auf den Theaterbrettern heimisch; endlich hatten Elend, Liebe, Zufall sie, eine junge verführerische Zigeunerin, aus den balsamisch duftenden Gefilden Andalusiens auf das schwarze Pflaster Londons geführt.

Bald war sie die edle Tochter einer irischen Papistenfamilie, hatte ihre Eltern schon vor ihrer Geburt verloren und war mit sechszehn Jahren von methodistischen Verwandten aufgenommen worden, welche sie zum Abfall vom römischen Glauben zwingen und als Gouvernante in das puritanische Schottland schicken wollten. Ein Roman von Lady Blessington fällt der jungfräulichen Märtyrerin in die Hände; diese Lectüre erleuchtet ihr Gewissen, enthüllt ihr ihren Beruf, und um katholisch zu bleiben, wird sie Tänzerin.

Diese beiden Ueberlieferungen endigten gewöhnlich mit zwei anderen Legenden, die in ihrem Gefolge kamen: Erstens Heirath mit einem englischen Offizier, Sir Archibald Turnbull, welcher sie im Theater entführte, um sie in Calcutta vorzustellen, auf einem großartigeren Schauplatze, am Hofe des Gouverneurs von Indien, dessen Nichte sie war, ohne daß sie eine Ahnung davon hatte; zweitens gleichzeitige tanzkünstlerische Erfolge in London, wunderbare Eingarnung junger Lords, rasch erworbenes Vermögen, höllischer Luxus, betäubendes Freudenleben; sie gilt als die Zigeunerin der großen Welt.

Kurz und gut, es würde zu weit führen, wenn ich all' die widersprechenden Versionen aufzählen wollte, die gleich parallelen Flüssen, mit denselben Daten als Absteckpfählen, neben einander dahinströmen, ohne sich jemals zu begegnen, bis ihre Wasser, obschon ein wenig trübe, sich endlich mit den Fluthen der Isar vermengen, unter der Königsbrücke zu München.

fungen auszusetzen. Ich entschloß mich daher, an Se. Majestät zu schreiben, ihm für alle empfangene Güte zu danken,

---

Ich war im Begriff, alle diese irrigen Einzelnheiten zu Papier zu bringen, als meine liebenswürdige Heldin mich auf einmal ersuchte, die Einwilligung des Königs von Bayern abzuwarten.

Es verstrichen einige Wochen, ohne daß eine Nachricht kam, dann erfuhr ich indirect, daß die Gräfin schleunigst abgereist, daß sie ohne Trommelwirbel und Trompetenklang verschwunden sei.

Dieses Verfahren würde mich überrascht haben, wenn ich nicht die Sitten und Gebräuche der launenhaften Jüngerinnen des lustigen Vereines, der in unserer lieben Frau von Loretto seine nachsichtige Patronin verehrt, bereits gekannt hätte. Ohne sonderliches Bedauern verzichtete ich auf das Unternehmen, da bei einem Werke dieser Art einzig und allein die Aufrichtigkeit durch ihren rührenden Zauber Verzeihung für alle Fehltritte erwirken kann. Meine Absicht war, ein ähnliches Buch wie die Memoiren einer Zeitgenossin zu schreiben, nicht als die unmögliche Ehrenrettung einer Dame, welche den Gegenstand derselben bildete, sondern als eine der christlichen Liebe entflossene Rechtfertigung.

Dies war mein Plan.

Es findet also ein gewaltiger Unterschied statt zwischen meinem Entwurf und den Memoiren, welche Herr August Papon herausgiebt.

Jedem sein Werk, Jedem seine Verantwortlichkeit.

Ich habe mich über seine Auffassungsweise nicht auszusprechen; ich urtheile nicht, bevor ich gelesen habe. Nur geht aus dem, was ich vernommen habe, so viel hervor, daß Herr Papon Briefe veröffentlicht, die an ihn geschrieben wurden, Briefe, die sein Eigenthum sind. Ich erkläre mich noch nicht über die Art, wie er in seinem Buche unbekannte Personen auf die Scene bringt, besonders Jünglinge, die schmetterlingsartig Lola Montez umflatterten und an dem brennenden Gas ihrer schönen Augen die Flügel verbrannten.

und ihm zugleich anzuzeigen, daß ich mich wieder als frei betrachte und fernerhin auf ein Verhältniß nicht mehr Rücksicht nehmen würde, das ich als der Vergangenheit angehörig betrachte. Ich glaubte um so mehr zu diesem Schreiben Veranlassung zu haben, da ich schon in Paris einen jungen Offizier kennen lernte, der mir seine Hand antrug, und die ich anzunehmen im Begriff stand.

Jedoch wollte ich die Antwort des Königs erst abwarten. —

Die Antwort Sr. Majestät gab mir Freiheit. —

Indeß hatte sich das Verhältniß mit dem französischen Offizier zerchlagen, — denn dieser Offizier wollte Frankreich und mich mit dem Degen beherrschen.

Mögen es die Franzosen sich gefallen lassen, es ist das beste Regiment für sie, unter den Regimentern zu stehen, — Lola Montez beugt sich nicht unter der Säbelherrschaft ihres Mannes.

Die Liebe sitzt nicht an der Spitze eines Säbels.

Ich war also wieder frei, frei von allen Seiten, frei in

Ich habe selbst zu viel durch verwegene Urtheile zu leiden gehabt, als daß ich mir ein solches erlauben wollte. Gleichwohl nehme ich an, daß ein Vorwort, wie das von Herrn August Papon, nicht die Einleitung zu einem gehaltlosen Roman, daß aber sein Werk ein Pfeil nach einem Ziele sei, welches ich nicht sehe.

Wenn dem verständigen Manne Etwas wunderlich oder seltsam vorkommt, so sagt er nach einigem Besinnen zu sich selbst: Ich weiß nicht Alles.

Genehmigen Sie u. w.

La Banderolle, Januar 1849.

Oskar Hurt=Binet.“

einer Zeit, wo Alles nach Freiheit strebte, und Keiner sie finden konnte.

Ich warf noch einmal einen Blick über Frankreich, über Paris, über dieses Paris, dessen blutige Geschichte auf den Pflastersteinen der Straßen geschrieben steht.

Ich überblickte noch einmal alle Parteien.

Ich erkannte die Napoleoniden, die alle zusammen keinen Napoleon ausmachen, und dessen Name dennoch gewaltig genug war, Frankreich Ehrfurcht, Hoffnung und Zuversicht einzuflößen.

Ich erkannte Ludwig Napoleon, von dem man damals nicht wußte, was er wollte, und den man zum Präsidenten der Republik machte, ohne seine Schrift, welche er als Gefangener in Ham geschrieben hatte, auch einmal erst zur Hand zu nehmen. *)

---

*) Der Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte, welcher 1840 noch in Ham als Gefangener saß, schrieb damals eine Broschüre, welche „**Fragmens historiques**, 1688 et 1830“ betitelt war. Der Prinz schreibt in der Vorrede zu diesem Buche: „Während man in Paris die sterblichen Ueberreste des Kaisers vergöttert, bin ich, sein Neffe, lebendig in einem engen Gefängniß begraben; aber ich lache über die Inconsequenz der Menschen, die Erniedrigungen, denen man mich blosstellt, so wie die schlechte Behandlung, welche mir zu Theil wird, schänden ihre Urheber mehr, als sie mich treffen; durch einen inbrünstigen Glauben und durch ein reines Gewissen gestählt, finde ich mich voll Standhaftigkeit in mein Unglück und tröste ich mich über die Gegenwart, indem ich die Zukunft meiner Feinde mit unauslöschlichen Buchstaben in der Geschichte aller Völker eingeschrieben sehe.“

Die Schrift selbst, welche eine Parallele der Jahre 1688 (englische Revolution, Berufung Wilhelm's III. auf den englischen Thron) mit

Ich sah die Anhänger des unglücklichen legitimen Königshauses sich im Schweiße ihres Angesichts vergebens abmühen, dem erhabenen Haupte des Sprößlings der Bourbonen die Krone wieder zu verschaffen.

1830 aufstellt, enthält Ideen, welche mit denen eine merkwürdige Aehnlichkeit haben, die Napoleon nun theils ausgeführt hat, theils noch auszuführen im Begriffe steht. Er sagt nämlich unter Anderem von Wilhelm III. von England:

„Nehmen wir einmal an, Wilhelm hätte, ohne die Kränkungen zu rächen, die man dem britischen Heere angethan, in London ein stehendes Heer gehalten, zahlreicher als die Truppen Jakob's II., um das Parlament dadurch einzuschüchtern, während er andererseits die Demüthigung von Seiten des Auslandes sich gefallen ließ; nehmen wir ferner an, er hätte auf gleiche Weise die alten wie die neuen Interessen alle verletzt, er wäre den Männern, die ihn einst unterstützt, so wie den Versprechungen, die er in seinem Manifest ertheilt, untreu geworden; er hätte, statt mit seinen Kammern in würdiger, offener Weise zu sprechen, nur an die Krämer-Gesinnuug, an die Furcht vor der Anarchie appellirt, womit er zugleich die Verantwortlichkeit für tyrannische Handlungen früherer Regierungen übernommen, wie z. B. wenn er und sein Parlament den Justizmord John Russel's und Sydney's gutgeheißen hätte, statt das Andenken derselben wie er that, wieder zu Ehren zu bringen; nehmen wir endlich an, er hätte, statt die Sache der Revolution von 1688 zu befestigen, sie verrathen, statt den englischen Namen zu heben, ihn erniedrigt, statt das Volk zu erleichtern, es mit Abgaben erdrückt, ohne den Ruhm, ohne den Handel und die Industrie zu vermehren; er hätte die Freiheiten beschränkt, ohne auch nur die öffentliche Ordnung sicher zu stellen, — — — gewiß wäre dann eine neue Revolution unausbleiblich gewesen. — — — Ist es schwer, Frankreichs und Louis Napoleon's Zukunft zu deuten, wenn man diese seine Ideen aus der Vergangenheit liest? —

Die legitime Herrschaft ist todt in Frankreich, nur Usurpatoren und Prätorianer können daselbst noch Glück machen, weil Frankreich den Wechsel will, und wie viele Kaiser können ihm die Prätorianer nicht machen? Hatte nicht Rom an einem Tage oft drei Kaiser? — Jeder Feldherr in jeder Provinz machte sich selbst zum Kaiser oder ließ sich von seinen Soldaten dazu machen.

Wird ein solcher Zustand diesem unruhigen Lande endlich genügen?

Wird ihm der Zustand permanenter Unruhe, permanenten Bürgerkrieges endlich die Ruhe geben?

Ich überblickte es endlich noch einmal, das Heer der Schriftsteller, die Feuilletons-Helden, welche mit so großer Leichtigkeit über die Millionen und die schlechten Leidenschaften verfügen, welche, statt eine treue Schilderung ihrer Zeit zu geben, diese in Träumereien eines Utopien einführte, welchen das Volk demoralisiren mußten.

Aber diese Millionen-Träumer selbst, welche ihr Leben mit eingebildetem Luxus umgeben, sehen aus, als wären sie nicht dafür geschaffen. Man konnte leicht bemerken, daß der Luxus keine Gewohnheit für sie war, sondern die Folge von Anstrengung der Phantasie. Je mehr diese Romanschriftsteller sich bemühten, die vornehme Welt in ihrem täglichen Leben zu schildern, um so deutlicher erkennt man darin forcirte Studien.

Man sieht recht gut, daß der größte Theil dieser Schriftsteller aus Dachstübchen und Hütten hervorgegangen und durch viele Gossen gelaufen ist, ehe er in die Salons gelangt. In den Salons setzt sie Alles in Verwunderung, man sieht, daß die neue Athmosphäre sie beengt, doch um dies nicht merken zu lassen, reißen sie sich mit Hochmuth heraus. Gern wollen

sie für große Herren gehalten sein, indem sie viele kleinliche Details über das Dienstwesen geben.

Das ist keine Schilderung des täglichen Lebens einer Klasse der Gesellschaft; ich glaube vielmehr, immer einen Haushofmeister zu sehen, welcher den Dienstboten im Schlosse Unterricht ertheilt. Man bemerkt, daß diese Herren ihre eingebildeten Diener schaffen und abrichten, während sie in den guten alten Häusern bereits fertig sind.

Ich war einmal im Stande, die allmählige Umwandelung dieser neuen Herren zu betrachten. Ich sah sie aus einer unbekannten Welt in den Gegenden einer eleganten Welt ankommen und nach tausend Umwegen auf den Boulevards und in dem Café de Paris Fuß fassen. Man bemerkte da den Eintritt des Neuangekommenen. Sein verlegenes Wesen gab sich trotz seiner Keckheit zu erkennen, und man merkte ihm die Freude an, endlich zur Verwirklichung seiner Lieblingsidee gekommen zu sein. Ich sah, wie sie die Lehrzeit der Gebräuche und Ausdrücke dieser für sie so neuen Welt durchmachten.

Im Theater war es eben so. Sie kamen vom Parterre aus über die Sperrsitze nach den vorderen Logen. Bei jedem Vorschritt wechselten sie die Haltung und am letzten Punkte trugen sie pomphaft ihr nach dem Modejournale geordnetes Haar und ihre frischbehandschuhten Hände znr Schau. Mit welcher Sicherheit traten sie auf dem rothen Tuche der Logen auf! Wie herrschten sie in den Foyers!

Mit der Zeit bekommen sie Paläste und Equipagen, und man könnte in den Büchern dieser Schriftsteller leicht den allmähligen, obgleich nur das allmählige Heruntersteigen von der Dachkammer zur Beletage nachweisen.

Wer würde sich nicht aufrichtig freuen, wenn er die Arbeit und den Geist mit Erfolg gekrönt und den Preis bei diesem

Wettlaufe davontragen sieht? Aber die Arroganz dieser Sieger stört das Interesse, das sie erregen.

Sonst begünstigte der vornehme Herr den Schriftsteller, jetzt sieht dieser gnädig auf jenen herunter.

Ich erinnere mich, daß der Herzog von Fitz-James, ein so vornehmer Herr er auch war, mit edlem Herzen und chevaleresken Gesinnungen, einen dieser Feuilleton-Cäsaren mit seinem Besuche beehrte. Mehrere Tage darauf trat dieser Stutzer im Foyer des italienischen Theaters zu dem Herzoge, entschuldigte sich hochmüthig, daß er den Besuch noch nicht erwiedert habe, und gab als Grund an, daß er es nicht gewohnt sei, Besuche zu machen. — Es ist ein großes Glück für Sie, daß es Ihr Vater war, versetzte der Herzog.*)

Ich sah die Republikaner von gestern und von heute, ich sah die Pariser Bevölkerung, welche man so oft mit einer galanten Dame verglichen hat.

Ich möchte sie mit einer Koketten vergleichen, sagte ich zu meinem Freunde, und dieser entgegnete mir:

Giebt es denn einen Unterschied zwischen einer koketten und einer galanten Frau?

Nun, ich dächte, versetzte ich, es herrscht zwischen beiden derselbe Unterschied, wie zwischen einem Narren und einem Witzling. Diese Pariser, fuhr ich fort, besitzen jene Koketterie, welche unsern kränklichen Sitten überhaupt anhaftet, im höchsten Grade, ich brauche sie nur an einen ihrer Landsmänner zu erinnern, welcher seine eigene Nation auf eine Weise charakterisirt hat, die wir nicht genug beherzigen können.

Es giebt in diesem Augenblick fast keinen, sagt er, der ein Atom von Glauben hat, der die kleinste Tradition beobachtet.

*) Eugen Sue?

Wir halten uns nicht mehr an das Substantielle, sondern an das Unwesentliche in den Dingen, die uns am meisten zusagen. Die Irrlichter kleiden uns in Allem. Wir streben nicht einmal nach dem Glück, sondern nur nach dem Schein desselben. Selbst die Athener bieten in dieser Beziehung keine Analogie mit uns. Die Zeitgenossen des Alcibiades waren nur frivol und leichtsinnig, aber sie hatten doch dabei eine gewisse Energie. Juvenal's Römer waren lasterhaft, aber sie hatten doch Leidenschaften, welche Kraft verriethen. Das Alterthum mißbraucht die Nationen und ihre Eigenschaften, unsere Zeit mißbraucht den Geist und ist dadurch so verweichlicht, daß es keine Männer mehr giebt.

Ich fürchte, wir handeln jetzt nicht mehr aus Neigung zu einer unbezwinglichen Persönlichkeit oder mit der Einheit eines bestimmten Plans, oder auch nur um ein wohlüberlegtes Interesse zu befriedigen. Frankreich war daran gewöhnt, durch eine beispiellose Thätigkeit die erstaunlichsten Civilisations-Wunder in Aufnahme zu bringen. Unsere Väter gaben sich mit blinder Wuth den unbesonnensten, aber die energischste Thätigkeit in Anspruch nehmenden Brutalitäten hin. Die Fronde verwickelte sich in wilde revolutionäre Pläne, die ernsterer Natur waren, als man glaubt. Selbst das 18. Jahrhundert war trotz seiner unerbittlichen Negation durchaus aufrichtig; die ganze Revolution war eben so entsetzlich durch die Ehrlichkeit ihrer Unthaten, als großartig in der tiefen Bedeutsamkeit ihrer Verwegenheit. Noch unter der Kaiserherrschaft waren unsere geringsten Mienen eine That, unsere geringsten Worte ein Ereigniß.

Jetzt aber besitzen wir keine Leidenschaften mehr, weder durch Temperament, noch durch die Macht der Phantasie, noch durch Reflexion.

Wir geben uns ganz den Launen des Augenblicks hin; der innere Heerd ist ausgebrannt, und unser Willen hat keinen bestimmten fixen Pol. Daher ist es sehr natürlich, von dem Abend bis auf den Morgen für und gegen ein Prinzip zu sein, bald die Tradition anzugreifen und bald das Hergebrachte zu loben, je nachdem man verdaut; in einem Augenblick Robespierre und Ludwig XVI. zugleich zu schätzen, und an Gott zu glauben und Atheist zu sein, je nachdem es Mode ist.

Wer hat jetzt eine Religion des Herzens und des Geistes? Wer hat ausschließliche Sympathieen und unüberwindliche Antipathieen? Was ist jetzt durchgängig tugendhaft oder lasterhaft, oder ehrlich? Man erreicht jetzt nichts, als den falschen Schein der guten Eigenschaften oder Fehler, welche für die Stellung, die man einnehmen will, am passendsten sind; es ist selbst dem begabtesten Menschen nicht mehr vergönnt, eine fruchtbare und lebendige Originalität zu bewahren, denn die Konvenienzen der Gesellschaft unterdrücken despotisch den individuellen Willen. Man muß sich daher völlig passiv verhalten, bis man eine bestimmte Stelle angenommen, und deßhalb ist auch die einzige Thätigkeit, welche man mit Erfolg anwenden kann, nicht die der Logik oder der Vernunft, sondern des Zufalls oder der Einbildung. —

Aber am allerschlimmsten ist die religiöse Koketterie der Franzosen. Welch ein jämmerlicher Komödiantenscherz war jene letzte kathotische Reaction, die von Dichtern und Journalisten in den Boudoirs in Aufnahme gebracht wurde! Was für Skandale und Unsittlichkeiten besudelten alle Gewissen, während man die heiligsten Erinnerungen um die Wette mißbrauchte, um damit eine Situation in einem Roman, einem Drama, ja selbst in einem Feuilleton zu überfirnissen. Aber hat man irgendwo gehört, daß diese scheinheiligen Phrasenmacher ihr

Herz vorher gereinigt oder ihre Finger von dem Staube eines feilen Goldes abgewaschen? War es doch in den letzten Wintern guter Ton, auf den Bällen mit seiner Tänzerin über Christenthum zu schwatzen. Die schönsten Westen in den Bouffes ließen mitten auf der Brust des Dandies eine symbolische, in ein Kreuz geschlungene Kravatte sehen. Jeder hätschelte sein Gewissen mit schönen Wahrheiten, die ohne Anwendung blieben. Es war ein allgemeines Schönthun mit einer Religion ohne Dogma, einer Moral ohne Grundsätze, denn nie hat man gehört, daß der unreine Strom der Verleumdung auf diesen heiligen Zungen versiegt sei.

Es war nicht selten, Republikaner zu sehen, die sich in superfeinem, mit Wappen geschmücktem Battist schneuzten, daß man glauben könnte, ihr Fuß habe die Betstuben Karlistischer Gräfinnen betreten. Andere sind dabei ertappt worden, wie sie mit duftenden Handschuhen sich daran machten, das Straßenpflaster aufzureißen, als die Barrikaden gegen die Aristokratie errichtet wurden. Man zähle nicht auf diese koketten Demokraten.

Die Lorgnette ist für gewisse Leute bei öffentlichen Feierlichkeiten das, was der Fächer für die Spanier ist. Es giebt Stutzer, die es zu vermeiden suchen, jung auszusehen und gute Augen zu haben. Sie würden dann das Recht verlieren, sich mit einem schwarzen Kreis von Schildkrötenschale unterhalb ihrer Augenbrauen zu schmücken, der ihnen so wohl steht. Wie weit ist es nicht mit uns gekommen, daß man sich schämt, jung zu sein und der Sonne und den schönen Frauen gerade in's Gesicht zu sehen.

Was soll man von einem Liebenden denken, der einem jungen Mädchen, für das er zu brennen sich rühmt, keine andere Blume anzubieten hat, als die bedeutungslose Kamelia?

Wer würdigt jetzt den Glanz und die Reinheit der Lilie oder den Balsam der Rose? Ach, die Natur selbst bringt nicht mehr die einfachen und schönen Erzeugnisse hervor, die sonst ihre schönste Pracht waren!

So klagte mein Franzose, und obwohl ich nicht unterlassen konnte, über seine Jeremiade zu lächeln, welche sich über die Männer und die Frauen, über die Menschen und über die Natur, kurz, über Alles beklagte, so mußte ich ihm doch darin beistimmen, daß die Gesellschaft überall, aber namentlich in Frankreich sehr erkrankt sei, und daß wir schwerlich einen Arzt für diese Zustände finden werden, wenn nicht — Gott.

Der Säbel und die Presse, Jesuiten und Demokraten, Nichts vermag die Welt von der Zerrissenheit zu retten, in welche sie die Ideen gestürzt haben, welche leider jetzt zu übermächtig geworden sind, als daß sie ausgerottet werden könnten, ohne selbst denen Unheil zu bringen, welche gegen sie ankämpfen und sie zu erdrücken suchen.

Den Kampf vertagen, heißt das die Gesellschaft retten? —

Hundertsechsundsiebenzigstes Kapitel.

Ein politischer Flüchtling.

Rousseau. — Roß-Hall. — Die Mütze. — Madame Zell. — Ein Brief des Königs von Preußen.

Ich verließ Frankreich mit schwerem Herzen, um abermals nach dem Lande zu reisen, welches so glücklich ist, — sich nicht selbst fürchten zu müssen.

Dazumal waren in London noch einige hohe Herrschaften, welche vor dem Aufruhr die Flucht ergriffen hatten, und ich dachte unwillkührlich an den politischen Flüchtling, welcher hier im vorigen Jahrhunderte vor dem Galgen, mit welchem er in seinem Vaterlande bedroht war, sich gerettet hatte, — an Rousseau.

Bekanntlich wollten ihn einige heuchlerische Priester zu Motiers-Travers steinigen lassen; der große Rath zu Bern befahl ihm, eine kleine Insel zu verlassen, wohin er sich geflüchtet hatte. Rousseau begab sich damals nach Berlin zu dem Land-Mareschal, kam nach Straßburg zurück und erhielt die Zusicherung, daß man, trotz des gegen ihn erlassenen Arrestbefehls, ihn durch das Land reisen lassen würde, damit er sich nach England begeben könne. Man hat behauptet, daß er

sich in Paris nicht mit der wünschenswerthen Klugheit benommen habe. Er wohnte bei dem Prinzen Conti und empfing daselbst einen zahlreichen Besuch von seinen Bewunderern und Bewunderinnen; auf dem Boulevard erschien er in seinem sonderbaren orientalischen Kostüm, das er seit langer Zeit trug. Seine Verfolger benutzten diese kleinen Sonderbarkeiten, und bald darauf befahl ihm die Polizei, ohne Verzug die Residenz zu verlassen, wenn er einer Verhaftung sich nicht aussetzen wollte. Mit David Hume, den man den dicken David nannte, und den er durch die Gräfin Boufflers kennen gelernt hatte, reiste er von Paris ab. Schon damals war der arme Rousseau von der fixen Idee eingenommen, die ihn in jeder Person, welche sich ihm näherte, einen Feind oder Spion fürchten ließ. Er glaubte, daß alle Monarchen und alle Priester des Continents sich vereinigt hätten, um ihn zu vernichten, und daß sie hierbei von seinen literarischen Nebenbuhlern unterstützt würden. Europa hatte nach seiner Meinung nur ein einziges freies Volk und einen wahren Philosophen, nämlich England und David Hume. Von ihnen verlangte er eine Zufluchtsstätte und einen Beschützer. Hume versprach ihm seinen Beistand und bot ihm zu Wotton in der Grafschaft Staffordshire das Haus seines Freundes Davenport zur Wohnung an. Dieser Vorschlag sagte der unruhigen Gemüthsstimmung Rousseaus zu, der nun auf eine friedliche Zukunft hoffte. Die Englischen Journale zeigten den 13. Januar 1766 seine Ankunft zu London an, einige Tage später hatte er sich in Wotton häuslich niedergelassen.

Es hing nun ganz von ihm ab, auch unabhängig zu leben; Alles schien sich zu vereinigen, um seine Wünsche zu erfüllen. Seine treue Gefährtin, Therese Lavasseur, war bei ihm. Herr Davenport, ein gebildeter Edelmann, suchte sei-

nem Gaste den Aufenthalt zu Wotton so angenehm als möglich zu machen, er behandelte ihn wie ein Mitglied seiner Familie. Als leidenschaftlicher Bewunderer der Natur, war Rousseau von herrlichen Landschaften umgeben. Es war dort zwar weder das sanfte Klima Frankreichs, noch die majestätische Erhabenheit der Alpengegend zu finden; aber grüne Hügel, freie Aussicht auf lachende Ebenen, herrliche Wiesen und Thäler umgaben diesen neuen Wohnsitz. Als Botaniker mußte er übrigens diesen Ort als ein wahres Paradies halten. Wenn er die Einladungen seiner Nachbarschaft hätte annehmen wollen, so würde er mit den achtbarsten Familien bekannt geworden sein. Der umwohnende Adel, die Prediger der benachbarten Kirchspiele, ja sogar die Bauern von Wotton überhäuften ihn mit Zuvorkommenheit.

Nicht weit von seiner Wohnung lag Calwich-Abbey, die schöne Villa Granville's. Dieser Edelmann erzeigte dem Verbannten die wohlwollendste Gastfreundschaft. Granville hatte zwei Schwestern, von denen die ältere, Mistreß Debeg, mit Georg III. und der Königin Charlotte im vertrauten Umgange lebte. Diese Dame, die Freundin von Swift, dem Dr. Burney, Horaz Walpole, Anna Sevard und von der Herzogin von Portland; ihre Schwester, Mistreß Deves und viele Andere, Männer und Frauen von Rang und Einfluß, bewarben sich wetteifernd um die Freundschaft des Philosophen. Vorzüglich aber war es die Herzogin von Portland, Tochter des Herzogs von Devonshire, die ihre ganze Koketterie aufbot, um den Genfer Bären zu zähmen. Sie war jung, schön und erst kurz verheirathet. Granville stellte ihr Rousseau vor, den ihr Gemahl, wie sie selbst, mit der größten Auszeichnung behandelte. Die Herzogin liebte leidenschaftlich die Botanik, und da sie bemerkte, daß Rousseau sich besonders darüber freue, so ließ sie sich von

ihm in den Thälern und auf den Felsen, die Wotton-Hall umgaben, begleiten. In seinen Briefen schildert er sie als eine unerschrockene Spaziergängerin, deren kühne Excursionen die schönen Pariserinnen in Erstaunen setzen würden. Endlich wirkte Davenport von seinem Freunde, dem General Corway, der damals Staatsminister war, für seinen Gast eine jährliche Pension von 100 Pfd. aus.

Obwohl dies Gründe genug waren, um vollkommen glücklich zu sein, so war doch Rousseau weit davon entfernt, sich glücklich zu fühlen. Er konnte sich von seiner krankhaften Gemüthsstimmung nicht befreien. Einige scherzhafte Spöttereien in den Journalen, ein paar dumme Witze, ein schlechtes Portrait, in welchem er eine absichtliche Karrikatur zu erkennen meinte, reichten hin, seiner thörichten Furcht, seinem unbegründeten Argwohn und seiner überspannten Empfindlichkeit neue Nahrung zu geben. Plötzlich bildete er sich ein, daß Hume ihn verrathen, und daß sein Ruhm vor ganz England herabgewürdigt werde. „Mylord," schrieb er an den Grafen Harcourt, „die Unglücklichen sind überall unglücklich; in Frankreich verbannt man sie, in der Schweiz steinigt man sie, in England beschimpft man sie. Das heißt die Gastfreundschaft theuer bezahlen." Am meisten aber reizte den Zorn des Misanthropen ein vermeintlicher Brief des Königs von Preußen, durch den er sich im innersten Grund seines Herzens verletzt fühlte. Horaz Walpole hatte diesen Brief geschrieben, er lautete folgendermaßen:

Der König von Preußen an Rousseau.

„Sie haben auf Ihr Vaterland, Genf, Verzicht geleistet; Sie sind aus der Schweiz, dem Lande, das Sie in Ihren Schriften so sehr loben, vertrieben worden; Frankreich hat

Verhaftbefehle gegen Sie erlassen. Kommen Sie zu mir! Ich bewundere Ihre Talente, ich freue mich über Ihre Träumereien, die, im Vorbeigehen sei es gesagt, Sie zu sehr und zu lange beschäftigen. Man muß zugleich klug und glücklich sein. Durch Ihre für einen wahrhaft großen Mann wenig schicklichen Sonderbarkeiten haben Sie so viel von sich reden machen. Beweisen Sie Ihren Feinden, daß, wenn es sein muß, Ihnen auch der gemeine Menschenverstand nicht fehlt. Dies wird sie ärgern, ohne Ihnen zu schaden. In Meinen Staaten können Sie ohne alle Anfeindungen leben. Gern will Ich Ihnen Wohlthaten erzeigen, wenn Sie Sich nicht dagegen sträuben werden, aber wenn Sie darauf bestehen, Meine angebotene Hülfe auszuschlagen, so können Sie versichert sein, daß ich es Niemandem mittheilen werde. Wenn Sie darauf beharren, Ihren Geist zu ermüden, um neue Qualen auszugrübeln, so wählen Sie nach Ihrem Gutdünken; Ich bin König, Ich kann Ihnen zur Erfüllung Ihrer Wünsche die Mittel bieten.

Friedrich."

Die englischen Jounale und namentlich die „London Chronicle" nahmen diesen Scherz in ihre Spalten auf. Rousseau antwortete hierauf durch ein Billet, das er an den Redacteur dieses Journals sandte:

Wotton, 3. März 1766.

„Mein Herr!

„Sie haben dadurch, daß Sie einen Brief, der voll Uebertreibung und Bosheit ist, dem Könige von Preußen öffentlich zuschreiben, die Achtung aus den Augen gesetzt, welche jeder Privatmann den gekrönten Häuptern schuldig ist. Sie haben es gewagt, seine Unterschrift mit abdrucken zu lassen, als ob

Sie dieselbe von seiner Hand geschrieben gesehen hätten. Ich benachrichtige Sie, mein Herr, daß dieser Brief zu Paris fabricirt worden ist und daß, was mein Herz verwundet und zerreißt, der Lügner in England Helfershelfer gefunden hat. Sie sind es dem Könige von Preußen, der Wahrheit und mir schuldig, diesen meinen Brief an Sie in Ihrem Blatte abzudrucken, um einen Fehler wieder gut zu machen, den Sie sich ohne Zweifel zum Vorwurf machen würden, wenn Sie wüßten, zu welchen Verläumdungen Sie sich hergegeben haben. Uebrigens, mein Herr, grüße ich Sie aufrichtig.

Jean Jacques Rousseau.

Dieser berühmte und unglückliche Mann glaubte eines schönen Tages, daß sein Leben unter seinen Feinden nicht mehr sicher wäre, und reiste, nach einem Aufenthalte von ungefähr 16 Monaten, im Monat Mai 1767 plötzlich von Wotton ab. Man schreibt diesen Entschluß übrigens auch der Therese Lavasseur zu, welche aus Sehnsucht nach Frankreich, Rousseau in seiner Furcht bestärkte. Auf ihre Aussage, daß sie gesehen habe, wie der Koch unbekannte Substanzen unter seine Speisen gemischt habe, verließ Rousseau sogleich das Haus, ließ von Ashborne einen Postwagen kommen, und fuhr rasch ab.

Sein übriges Leben war von nun ab ein beständiges Reisen, um die Ruhe zu finden, die ihm jedoch das moralische Fieber, welches ihn verzehrte, überall versagte. Stets schwebte ein unbekanntes Land vor seinen Augen und zog ihn, man weiß nicht durch welchen Zauber, an. Bald nannte er Amiens, bald Fleury, das Landhaus von Mirabeau; bald war es Bourgoie, bald Brie-la-Chateau, die Residenz des Fürsten Conti. Auch Amerika stellte sich seiner unruhigen Phantasie unter reizenden Farben dar. Ehe er nach Wotton kam, hatte er bei

der englischen Regierung um die Erlaubniß nachgseucht, eine der Griechischen Inseln bewohnen zu dürfen. Besonders träumte er von Cypern, seinem schönen Klima und seinen fruchtbaren Fluren. Als er England verließ, wandte er sich nach Savoyen. Das Schloß Lavagnac, die Insel Minorka, Monquin und noch viele andere Orte nahmen ihn nach und nach auf, bis er endlich durch den Tod, man sagt durch einen freiwilligen Tod, seine traurige Pilgerfahrt endigte.

Ich lernte in London einen jungen Mann kennen, — er hieß H..., — welcher sich für berühmte Orte ungemein interessirte. Er machte mir den Vorschlag, mit ihm nach Wotton zu reisen, um einige Reliquien des Genfer Philosophen zu entdecken. Ich ging auf diesen Vorschlag ein.

Wotton liegt am Fuße des Berges Weaver, ungefähr zwei Stunden von Ashborne. Wir kamen an ein Haus, das in dem strenge Elisabethanischen Style erbaut war und mitten in einer einsamen Gegend lag. Die Landschaft schien von keinem lebendigen Wesen bewohnt zu sein, keine menschliche Stimme ließ sich hören, keine andere Wohnung war zu erspähen. Dem Gebäude gegenüberstehend bewunderten wir die ungeheure Masse von grauen Steinen, auf der sich kleine Thürme erhoben; der Hof war gepflastert, die hohe Freitreppe führte zu einer mit großen Nägeln beschlagenen Thüre, der Garten sah verwildert aus. Es war ungefähr Mittag, als wir dort waren. Kein Geräusch war um diese stolze Wohnung wahrnehmbar, kein Rauch stieg aus ihren gothischen Schornsteinen hervor. Wir stiegen die Stufen der Treppe hinauf, wir zogen an der Glocke, keine Antwort. Schon wollten wir wieder umkehren, als wir an einem Fenster der oberen Etage das runzelige Gesicht einer alten Frau erscheinen sahen, welche uns mit zitternder Stimme zurief: ich komme schon! —

Diese Dame bewohnte allein das öde Haus, dessen Besitzer schon seit Jahren abwesend war. Sie zeigte uns einige leere Zimmer und das Portrait eines alten Schiffscapitains, des ersten Besitzers dieses Gutes; er war ohne Erben gestorben. Darauf kam die Besitzung an eine Seitenlinie, aber niemals hat ein Rousseau hier gewohnt, und Davenport hat niemals Wotton Lodge besessen. Diese Worte überzeugten uns von unserm Irrthume, und wir reisten sogleich nach Wotton-Hall ab. Auch diese Villa liegt vereinzelt, obgleich das Dorf Wotton ziemlich nahe ist. Wotton-Hall sieht in Bezug auf seine Bauart eben so alterthümlich aus, als Wotton-Lodge. Nördlich von der herrschaftlichen Wohnung und dem Dorfe erhebt der Berg Weaver seinen grünen Gipfel und gewährt eine reizende Aussicht. Nach Süden zu sieht man in der Entfernung die Stadt Uttexeter und ihre rauchenden Schornsteine, die Thürme von Cheadle und Ashborne, Alton-Abbey, der Wohnsitz des Grafen v. Shrewsbury.

Die Familie Bromley, der Wotton-Hall jetzt gehört, befand sich nicht im Hause, als wir daselbst ankamen. Handwerker waren beim Bau des Hauses beschäftigt. Der Hausverwalter sagte uns, daß sich nichts von Rousseau daselbst vorfände. Die zwei Zimmer, welche er bewohnte, waren wegen des Umbaues des Hauses gänzlich fortgerissen. Nur eine Grotte war noch vorhanden, welche nach der Tradition sein Lieblings-Aufenthalt war.

Im Dorfe selbst waren wir bei unsern Nachforschungen etwas glücklicher. Wir fragten den ersten Bauern, welcher uns begegnete, ob er wohl von einem Franzosen habe reden hören der einst im Schlosse als Gast gelebt habe.

Ein Franzose? O ja, antwortete er, Sie meinen den alten Roß-Hall?

Ganz richtig, rief mein Begleiter aus, und ich war nicht wenig über die Verwandlung erstaunt, die die guten Bauern von Wotton mit diesem schon so lange europäischen Namen vorgenommen hatten. Keiner nennt ihn richtig. Einige nannten ihn sogar den alten Droß-Hall. Da finde ihn heraus, wer es vermag.

Der Bauer erzählte uns weiter, daß es im Dorfe noch einige sehr alte Leute gebe, welche sich seiner noch sehr gut erinnerten; er soll ein großer Kenner von Kräutern gewesen sein und damit alle möglichen Krankheiten geheilt haben. Der alte James Robinson, fuhr der Bauer fort, der Pächter Burton hier nebenan und die alte Mistreß Salt kennen ihn genau. Gehen Sie hin, und sie werden Ihnen Alles mittheilen, was Sie wünschen.

James Robinson war ein munterer Greis von hundert Jahren.

Der alte Roß-Hall, rief er aus, als er unser Anliegen vernommen hatte, o, von dem weiß ich zu erzählen; ich habe ihn oft genug mit seiner drolligen Mütze und seinem türkischen Stocke gesehen, er suchte Kräuter.

Wir fragten ihn, ob er bisweilen mit ihm gesprochen hätte.

Gesprochen? sagte er, ei wie so? Er verstand ja nicht zwei Worte Englisch.

Hatte der Fremde noch Jemand bei sich?

Freilich, eine Frau, sie hieß Madame Zell, aber ob es seine Frau war oder nicht, das kann ich nicht sagen; die Nachbaren meinten, daß es nicht seine Frau war.

Wir lachten herzlich über Madame Zell (Mademoiselle) und forschten weiter:

Der Pächter Burton und Miß Salt erzählten dasselbe. Sie sprachen von seinen langen Spaziergängen, seinem son-

derbaren Anzuge und den großen Kräuterbündeln, welche er im Arme trug. Miß Salt fügte noch hinzu, sie hätte sich vor ihm gefürchtet, wenn er ihr auf dem Felde begegnete; er hätte wie ein Zauberer ausgesehen, und seine schwarze Sammetmütze hätte ihr einen abergläubischen Schreck eingejagt.

Alle bezeigten übrigens die Bereitwilligkeit, mit welcher der alte Roß=Hall und Madame Zell, wie Therese Lavasseur allgemein genannt wurde, den Kranken beizustehen pflegten. Die braven Leute erinnerten sich noch einer Anekdote, die nicht ohne Witz ist. Als nämlich einmal die Familie Davenport nach der Residenz gereist war, wandelte den alten Diener, der zurück geblieben war, die Lust an, seine rechtmäßige Ehehälfte zu prügeln. Auf ihr Geschrei eilten die Bauern aus dem Dorfe herbei, und Madame Zell, die darüber sehr entrüstet war, nahm ihr Bischen Englisch zusammen und sagte zu den jungen Mädchen: da seht ihr's, da seht ihr's; — heirathet ja nicht, heirathet ja nicht! —

Der Pächter Burton hatte sich die Idee in den Kopf gesetzt, daß Roß=Hall ein aus seinen Staaten vertriebener Monarch gewesen sein müsse; deshalb war es uns erklärlich, daß unsere Nachforschungen, die bald von Mund zu Mund gingen, in den Augen der Bauern von Wotton schnell eine hohe Wichtigkeit erlangten.

Wir würden sie nur mit Mühe überzeugt haben, daß bloß Neugierde uns zu der Reise vermocht habe, und aus allen Enden liefen sie herbei und fragten mit ernster Miene, ob die Regierung den Roß=Hall suchen ließe, — oder ob es sich darum handele, einen von ihm vergrabenen Schatz wieder aufzufinden?

Man sagte uns, daß der Pächter Gallimore noch eine Pfeife und eine Mütze besitze, die dem französischen Edelmann

gehört hätten. Nichts war ergötzlicher, als unser Gespräch mit diesem mißtrauischen und verschlagenen Bauer. Auf alle Fragen antwortete er uns: Wovon handelt es sich? — Was beabsichtigen Sie damit? — Er wollte durchaus nicht glauben, daß meinen Fragen keine hinterlistige Absicht zu Grunde läge; er schüttelte den Kopf, warf uns einen schielenden Seitenblick zu, und ich konnte nur folgende Worte aus ihm herauslocken: „Das ist eine sehr alte Geschichte, — o, eine sehr alte Geschichte!" —

Seine Frau zeigte sich etwas vernünftiger. Sie führte uns in ein Zimmer und erklärte uns, daß sie uns sehr verbunden sein würde, wenn wir ganz offen sagen wollten, warum so viele Menschen sich so eifrig um den alten Roß-Hall bekümmerten? Wir suchten ihr begreiflich zu machen, daß man an einem großen Schriftsteller immer ein solches Interesse nähme, und es gelang uns fast, sie davon zu überzeugen. — Sie trug nun wenigstens kein Bedenken mehr, uns zu sagen, daß sie wirklich bis vor Kurzem noch eine schwarze Sammetmütze und eine Pfeife, die aus Wotton-Hall stammten, aufgehoben hätten; aber als eines Tages vornehme Leute diese Gegenstände zu sehen verlangt hätten, habe man sie aus dem Schranke hervorgeholt und nach der Abreise dieser vornehmen Herren weder die Mütze, noch die Pfeife wiedergefunden. Man beschuldigte die Handwerker, die damals dort arbeiteten, diese beiden Dinge gestohlen zu haben. Sie fügte hinzu, daß ein Pächter, dessen Vater bei der Familie Davenport im Dienste gestanden hätte, noch eine Mütze besitze, die Roß-Hall dem Letzteren geschenkt habe. Wir begaben uns nun zu diesem Pächter und sahen die Mütze, sie war von grobem baumwollenem Zeuge und mit silbernen Trobbeln verziert, aber da sie im Schubfache des Küchentisches gelegen hatte, so war sie von den Motten schon

ziemlich beschädigt worden. Mein Begleiter bot einen ansehnlichen Preis dafür, der Eigenthümer erklärte uns aber, daß er sich nicht davon trennen wollte: Es wäre, sagte er, ein altes Andenken von seinem Vater. —

Bald darauf erhielten wir auf weitere Nachforschungen von dem Besitzer von Wotton, Herrn Walter Davenport Bromley, die Nachricht, daß in dem Schlosse auch nicht das geringste Andenken von Rousseau sich vorfinde.

Hundertsiebenundsiebenzigstes Kapitel.

Die beiden Ladys.

Gentleman S.... und F.... — Etwas Verschämtes. — Amor. — Rache zweier Eifersüchtigen. — Die Ueberraschung.

Herr W.., mit dem ich diese Reise nach Rousseaus Asyl gemacht hatte, war ein junger Offizier, der mir in jeder Beziehung recht wohl gefiel.

Wir hatten uns bald verständigt, d. h. wir wurden allmählig mit der Idee vertraut, uns zu verheirathen.

Jedoch wollte ich diesen so bedeutsamen Schritt nicht thun, ohne alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen.

Als Kind wurde ich betrogen, als Frau wollte ich mich nicht selbst betrügen.

Mr. M.., sagte ich also, Sie wollen mich heirathen, gut; ich bin Ihnen gerade nicht abgeneigt, Sie werden kein größeres Ungeheuer, als die anderen Männer sein, ich hoffe vielmehr, ein weit kleineres. Heirathen Sie mich in Gottes Namen, — aber Sie werden mir erlauben, daß ich Sie zuvor prüfe, ob Sie auch alle diejenigen Bedingungen in sich vereinigen, welche zum Glück einer Ehe unerläßlich sind.

Sie wollen mich prüfen, sagte Herr M.., nachdem Sie

eine so schmeichelhafte Voraussetzung in Bezug auf meinen Charakter ausgesprochen haben?

Beruhigen Sie sich, Mr. M.., ohne diese Voraussetzung würde ich Ihre Anträge lediglich zurückgewiesen haben.

Aber worin soll denn diese Prüfung bestehen? Welche Eigenschaft ist es hauptsächlich, die Sie bei mir suchen?

Die Hauptsache, versetzte ich, ist die, daß Sie keine Eifersucht besitzen.

O, nichts weniger, meine Schöne, rief Mr. M..

Nun, wir wollen sehen, ich bestimme eine vierzehntägige Probezeit.

Mr. M.. war damit zufrieden, und ich that nichts weiter, — als mir selbst treu zu bleiben.

Es drängten sich in England sehr viel Männer zu mir, und hätte ich meine Hand vergeben wollen, ich hätte so viele Hände, wie Argus Augen gehabt, haben müssen.

Einer, ein Herr H..., welcher ebenfalls Offizier war und ein bedeutendes Vermögen besaß, zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich, und da auch er mich mit seinen Anträgen verfolgte, so gab ich ihm dasselbe Versprechen, welches ich Mr. M.. gegeben hatte, auf eben dieselbe Bedingung hin.

Freilich wußten diese beiden Herren nun nicht, daß sie mit einander in Correspondenz gesetzt waren, und diese Prüfung schien recht erbaulich werden zu wollen.

Da ich nun gewissermaßen doppelt verlobt war, ohne es ein einzig Mal zu sein — und ich hoffe, daß die Gesetze mir dieses nicht zum Verbrechen machen werden — so glaubte sowohl der Herr M.., als der Herr H... ein Anrecht auf meine Treue und Zärtlichkeit zu haben, und das war mir auch willkommen

Gleichwohl hätte ich sie aber einer zu harten Probe aus-

gesetzt, wenn ich selbst zu viel Zärtlichkeit gegen sie geäußert hätte, da es noch sehr zweifelhaft war, welcher von beiden Herren, oder ob überhaupt einer von ihnen der Versuchung zur Eifersucht widerstehen würde.

Außer diesen beiden Herren waren es noch zwei andere, aber etwas ältere Gentlemens, welche mich mit ihren Liebesanträgen verfolgten, und die ein wenig zu foppen mir ungemein vielen Spaß gewährte.

Ich sagte jedem dieser beiden Herren, von denen ich sehr bald erfahren hatte, daß sie verheirathet seien, meine Liebe zu, ich erklärte ihnen, daß sie mir den Kopf ganz verrückt gemacht hätten, kurz, daß sie diejenigen Männer seien, welche ich einzig und allein wahrhaft lieben könnte.

Man kann sich leicht einen Begriff machen, in welche Entzückung diese beiden Herren Gentlemens durch meine Erklärung versetzt wurden; denn sie waren seit Jahren gewohnt, von ihren Ladys zu hören, daß sie die häßlichsten, unausstehlichsten, miserabelsten Männer seien, welche Gottes Erde hervorgebracht habe.

Nachdem ich ihnen, — natürlich jedem allein, — ein so animirendes Geständniß abgelegt hatte, brannten sie vor Verlangen, zu einigen Realitäten zu kommen, und ich versprach ihnen ein Rendez-vous.

Natürlich hütete ich mich wohl, den Herren H. und M. etwas von diesem Spaße zu sagen, da ich sie ebenfalls dabei auf die Probe stellen wollte.

Die beiden Gentlemens aber, welche außer sich vor Freuden waren, daß sie einen solchen Triumph über ihre jüngeren Nebenbuhler erlangt hatten, theilten den Herren M. und H. ihren Sieg mit, welche jedoch im Anfang nicht daran glauben wollten und den Gentlemens in's Gesicht lachten.

Diese wurden bitterböse und theilten ihnen Tag und Stunde mit, zu welcher ich sie eingeladen hatte.

Diese Zeit war allerdings ein wenig verfänglich, denn es war die neunte Stunde Abends.

Obwohl nun weder Mr. M. noch Mr. H. an die Nebenbuhlerschaft dieser beiden Leute recht glauben wollten, so dachten sie am Ende doch:

Sie ist ein Weib, — wer weiß? —

Die Weiber haben oft närrische Sympathien, sie verlieben sich zuweilen wüthend in die häßlichsten Männer, während sie die schönen mit dem gleichgültigsten Auge betrachten.

Man muß der Sache doch einmal nachspüren, dachte Mr. M.

Und ganz ebenso dachte Mr. H.

Nur Eines wollte diese Herren noch nicht fassen, daß ich die beiden Gentlemens zu einer und derselben Zeit bestellt hatte. Die beiden Gentlemens lachten sich gegenseitig aus und nannten sich gegenseitig Aufschneider und Gott weiß was noch.

Denn als der eine der Herren M. und H. sagte, die Gräfin v. Landsfeld hat mich um 9 bestellt, um mir Alles zu gewähren, versetzten diese Herren, das ist nicht möglich, denn Mr. F. ist, wie er sagt, zu eben und derselben Zeit zur Gräfin beschieden worden.

Das ist nicht möglich, betheuerte nun der Gentleman, der Mr. F. ist ein Lügner.

Mr. F. betheuerte dasselbe, und die Herren M. und H. glaubten natürlich ebenfalls dasselbe, d. h. daß einer von ihnen oder beide Aufschneider sein müßten.

Dennoch beschlossen sie, der Sache weiter nachzuforschen.

Aber, sagten sich diese Herren, würde das nicht gegen den Accord sein? Würde das nicht Eifersucht verrathen?

Sollte nicht etwa diese ganze Geschichte eine Falle für uns sein?

Es wäre vielleicht besser, wir kümmerten uns um die ganze Geschichte nicht und warteten ab, bis sie uns selbst diese Neckerei mittheilt.

So dachten die Herren, natürlich Jeder für sich, denn diese beiden Herren hatten eben keine Ursache zu vertraulichen Mittheilungen.

Doch die Neugierde überholte alle Reflexion, alle Vernunft.

An dem verhängnißvollen Tage waren es nicht weniger als acht Augen, acht gentlemensche Augen, welche voll Angst, Hoffnung und Erwartung auf meine Wohnung sich richteten.

Ich blickte aus dem Fenster, um das Terrain zu recognosciren.

Mr. M. stand meinem Hause gerade gegenüber, er sah mich und grüßte, that aber, als ginge er nur vorüber.

Bald darauf sah ich ihn neben meinem Hause Posto fassen.

Den Herrn H. sah ich nicht, ich vermuthete aber, daß er auch schon irgend wo seinen Platz gewählt habe.

Zur bestimmten Zeit sah ich den einen Gentleman mit rothem, freudestrahlendem Antlitze und raschen Schritten meinem Hause zueilen.

Ich ging ihm entgegen und fühlte mich so aufgelegt, wie seit langer Zeit nicht, zu einem recht tollen Streiche.

Ich empfing also den Gentleman mit einer so schmachtenden Miene, als ich nur immer anzunehmen vermochte.

Ich drückte seine Hand und fuhr mit meiner Hand über seine Nase hinweg, gerade wie ich meinen allerliebsten Pudel, Georgé, zu liebkosen gewohnt war.

Der Gentleman trug etwas in der Hand, was ich nicht er-

kennen konnte, denn er hatte es mit seinem Taschentuche höchst sorgfältig umhüllt.

Rathen Sie, sagte er mit sehr geheimnißvoller Miene, welcher er einen Anflug von Schelmerei zu geben versuchte, was ihm jedoch ziemlich mißglückte, rathen Sie, was ich unter dieser Verhüllung habe?

Wie soll ich das errathen? Vielleicht ein Kaninchen, oder einen Papagei, oder sonst ein Thier?

Nein, fehlgeschossen, sehr fehlgeschossen, sagte er, ich habe darunter etwas — sehr Verschämtes.

Etwas Verschämtes? —

Ja, meine Liebe, ich fürchte mich fast, es zu enthüllen, denn dieses Taschentuch ist das einzige Kleid, welches der Arme trägt.

Sie machen mich in der That sehr neugierig, Sir.

Neugierig? Ha! ha! ha! Diese Ladys sind Alle sehr neugierig bei solchen Dingen.

Aber so öffnen Sie doch endlich ihr Taschentuch und lassen Sie mich einmal sehen, welche Dinge Sie da haben!

Hi! hi! hi! Das konnte ich mir denken. Rasende Ungeduld, nicht wahr? Nun, ich werde enthüllen, — passen Sie auf, — hier ist es! —

Ich sah weiter nichts, als einen kleinen Amor. Dieser kleine Amor war aber eine kostbare Antike.

Ich weiß, sagte der Gentleman sehr galant, daß Sie eine große Liebhaberin von dergleichen Dingen sind, denn ich sehe ja hier weiter nichts, als solche Puppen, die gerade so aussehen, als kämen sie so eben vom Paradiese her, und da habe ich denn geglaubt, daß Ihnen ein derartiges Geschenk sehr angenehm sein würde.

O, ich bin Ihnen sehr dankbar, aber wie haben Sie es angefangen, eine so köstliche Antike zu erwischen?

Nun, ich forschte, bei wem man solche Puppen kaufen könne, und ging dann zu dem bezeichneten Manne.

Aber wie kamen Sie gerade auf den Amor?

Er sollte mir eine Puppe geben, sagte ich dem Verkäufer, die sich am besten dazu eigne, sie der Dame seines Herzens zum Geschenk zu machen.

Ah, — auf diese Weise haben Sie den armen Amor bei seinen Fittigen gepackt.

Ja, bei seinen Fittigen, — schmunzelte der Gentleman und machte nun eine so zärtliche Miene, als wollte er mich aus lauter Liebe verschlingen. —

In diesem Augenblick hörten wir pochen.

Mein Gott, sagte ich, wer kann das sein, zu einer so ungelegenen Stunde, ich habe mir ja alle Visiten verbeten.

Ist die Thüre nicht verschlossen? fragte der Gentleman.

Ich begreife nicht, — die Domestiken haben strenge Ordre, jeden Besuch abzuweisen.

In diesem Augenblick pochte es zum zweiten Male.

Der Gentlemen wurde plötzlich sehr nachdenkend.

Hm, — Lady, sagte er, das wäre ein schöner Streich, — aber der Patron ist gerade dazu fähig.

Was meinen Sie?

Nun, der Mr. S. hat sich gegen mich und Andere gerühmt, daß Sie ihm — — nun, daß Sie in ihn rasend verliebt seien, und daß er heute um neun Uhr eine Schäferstunde bei Ihnen genießen würde.

Der Abscheuliche!

Ja, es ist empörend, niederträchtig, — wahrscheinlich thut er es aus Neid, aus Rache gegen mich.

Aber wie sollte er wissen, daß Sie jetzt gerade bei mir sind? fragte ich, den Gentleman scharf ansehend, welcher sich über seine Dummheit in die Lippen biß.

Wie er das wissen kann? Ja, wer das wüßte, auf welche Weise ein so frecher Patron die Geheimnisse anderer Leute erfährt.

Mr., sagte ich sehr ernst, diese Intrigue ist abscheulich, und wir müssen den Menschen dafür züchtigen.

Freilich muß er gezüchtigt werden; ich werde ihn todtschießen.

Thun Sie das, die Strafe wäre nicht zu hart; aber ich gedenke ihn noch empfindlicher zu strafen.

Noch empfindlicher?

Es pochte jetzt zum dritten Male.

Ich klingelte und fragte mein herbeieilendes Kammermädchen, welchem ich untersagt hatte, den Gentleman anzumelden, mit verstelltem Zorn, wie sie die Leute bis an meine Thür lassen könnte, ohne sie zu melden?

Frau Gräfin, sagte sie, es ist der Mr. S..., welcher mich, als ich ihn anmelden wollte, bei Seite schob, mir seine Hand oder vielmehr eine Guinee auf den Mund drückte, und ohne Weiteres auf Ihr Zimmer zuschritt.

Der Unverschämte! rief der Gentleman voll Entrüstung.

Eine empörende Unverschämtheit! rief ich und befahl meinem Kammermädchen, dem Gentleman zu sagen, daß er sich noch einige Augenblicke gedulden sollte, ich würde ihn sogleich empfangen.

Nach dieser Vorbereitung sagte ich zum Gentleman, welcher über diese Störung sehr ungehalten war:

Haben Sie die Güte, mir Beistand zu leisten, damit ich eine solche Unverschämtheit nach Gebühr züchtigen kann.

Gern, gern, rief der Gentlemen, was befehlen Sie?

Sie müssen sich schon eine Metamorphose gefallen lassen.

Eine Meta — — —, ist das Ihr Kammermädchen? — —

Nein, Mr., es ist nur eine Verwandlung.

Ah, — eine Entkleidung meinen Sie? —

Ich meine vielmehr eine Umkleidung. Hier ist eine Robe, hier eine Mütze —

Wie, ich soll ein Frauenzimmer werden?

Ja, Sie sollen den Gentleman statt meiner empfangen.

Aber er wird mich ja gleich erkennen.

Wir werden das Licht auslöschen.

Und was soll ich mit ihm beginnen?

Warten Sie nur ab, bis er mit Ihnen beginnt.

Mit mir? Alle Wetter, das ist nicht sehr angenehm, Lady, von einem Mann einen Kuß zu empfangen.

Sie können ihn mit einer Ohrfeige erwidern.

Das ist wahr, — nun gut, machen Sie mich in Gottes Namen zu einer Matrone, wir wollen sehen, — helfen Sie mir nur gefälligst, Toilette zu machen, denn ich verstehe mich wahrhaftig besser darauf, Kleider aus- als anzuziehen.

Ich half dem Tropf bei seiner Toilette, indem ich ihm ein Kleid meines Kammermädchens überzog, welches aber lange nicht weit genug war, den inhaltsschweren und umfangreichen Gentleman aufzunehmen. Von allen Seiten rissen die Näthe aus, indeß half mein Kammermädchen diesem Uebelstand bald wieder ab, und nach einigen Minuten war der ehrenwerthe Gentleman, bis auf seinen blonden und etwas lichten Bart, eine ziemlich gut proportionirte Frau, welche den Höferinnen keine Schande gemacht hätte.

Nun bin ich Meta — — —, sagte er ganz erfreut, und

was werde ich dann sein, wenn ich die Meta — — — wieder ablege, meine schöne Lady?

Nun, dann werden Sie ein Mann sein.

Ein Mann, sehr wohl gesprochen, ein Mann, durchaus ein Mann und nichts anderes, und welch ein Mann, nun, Sie werden schon sehen — —

Jetzt sind Sie fertig, sagte ich, ich werde mich nun zurückziehen.

Ich befahl meinem Kammermädchen, den Gentleman eintreten zu lassen, während ich selbst das Zimmer verließ und — nach dem Theater fuhr.

Ich habe es nicht mit eigenen Augen gesehen, was später in meiner Wohnung zwischen den beiden Gentlemens vorging, aber dieses Lustspiel endete sehr tragisch.

Man glaube nicht, daß etwa ein Duell diesem Lustspiele eine so höchst tragische und unvermuthete Wendung gegeben habe. —

Nein, diese beiden Gentlemens hätten ihre beiderseitige Zärtlichkeit höchstens in eine Boxerei verwandelt, was nur einiges Nasenbluten und Augengeschwulst zur Folge gehabt haben würde.

Es traten vielmehr noch zwei audere Gentlemens auf die Bühne, und was das Schlimmste von Allem war — noch zwei Ladys.

Die Sache verhielt sich also:

Als nämlich der Mr. M . . den Gentleman zu mir hinaufgehen sah, war er so wüthend über den Gentleman und über mich, daß er auf Rache sann.

Sie foppt dich doch, dachte er, um einen solchen Menschen vergißt sie dich, einen so miserablen Patron zieht sie dir vor, du mußt dich rächen.

Aber wie? —

Den glücklicheren Nebenbuhler todtzuschießen, — dieser Gedanke kam ihm wohl, aber er verwarf ihn mit moralischer Entrüstung, denn er sagte sich, daß eine solche Strafe zu viel Ehre für den Gentleman sei.

Ich werde es ganz anders machen, murmelte Mr. M.., welchem ein sehr glücklicher Gedanke durch den Kopf ging.

Gedacht, gethan.

Mr. M . . verließ seinen Posten, näherte sich einem Omnibus, und als er ihn eben besteigen wollte, kam Mr. H.... gerade auf ihn zu.

Wohin mein lieber M..? fragte ihn H....

Wohin? Wohin? — —

Mr. M . . besann sich einen Augenblick, ob er H.... seinen Plan mittheilen sollte, doch endlich entschloß er sich dazu.

Ich kann Ihnen eine fürchterliche Geschichte mittheilen, sagte M.. mit einer sehr wichtigen Miene, aber eine sehr schlimme Geschichte! —

So! Lassen Sie hören.

Ich habe Eile, ich muß handeln, — wenn Sie die Sache hören wollen, steigen Sie mit in den Omnibus. —

Wen betrifft denn Ihre Geschichte?

Wen sie betrifft? — Mich, — Sie, — die Gräfin v. Landsfeld. —

Die Gräfin v. Landsfeld? — gut, ich steige ein.

So saßen denn beide Herren im Omnibus, und Mr. M.. zögerte nicht, seinem Freunde H... seine Entdeckung mitzutheilen.

Als er damit zu Ende war, sagte H...: es ist sonderbar, — ich will Ihnen nur gestehen, daß ich eben den andern Gent-

leman S. zur Gräfin habe gehen sehen, und daß also diese beiden Herren wirklich nicht gelogen zu haben scheinen. —

Meinetwegen mag ganz London zu ihr gehen, rief M.. ärgerlich, aber Sie soll sich nicht auf meine Kosten mit ihnen lustig machen.

Auf Ihre Kosten, mein lieber M..?

Allerdings, die Abscheuliche hat mir die Ehe versprochen.

Sie hat Ihnen die Ehe versprochen, rief H.... erstaunt.

Scheint Ihnen das so unmöglich zu sein?

Durchaus nicht, versetzte H..., und biß sich auf die Lippen

Aber ich werde mich rächen!

Und was haben Sie vor?

Sie wissen, daß S. verheirathet ist, daß er, wie er uns selbst mittheilte, eine sehr störrische und böse Frau hat. —

Ja ich erinnere mich.

Nun, ich will zu ihr hinfahren und sie der Landsfeld auf den Hals schicken.

Der Plan ist köstlich. Hat der Gentleman F. nicht auch eine Frau?

Allerdings, sie soll nicht viel besser sein als die Frau v. S.

Nun, ich denke es wäre sehr gerecht, wenn man auch diese Frau über den Aufenthalt ihres Mannes in Kenntniß setzte.

Allerdings, das ist nicht mehr als billig.

Die beiden Herren machten sich also daran, ihren abscheulichen Plan auszuführen, der ihnen nur zu gut zu gelingen schien.

Wir wollen aber nun sehen, was indessen die beiden Gentlemens gemacht haben.

Der Mr. S... trat sehr sachte in das Zimmer und wunderte sich nicht wenig, dieses dunkel zu finden.

Indessen tröstete er sich sehr bald über diesen Uebelstand, denn im Grunde, wozu sollte das Zimmer erleuchtet sein?

Ist die Liebe sich nicht selbst Licht genug?

Also Gentleman S... war es sehr wohl zufrieden, und diese Zufriedenheit steigerte sich zum höchsten Entzücken, als er sich plötzlich leise berührt und auf's Kanapee hingezogen fühlte.

Nun folgte eine sehr feurige Umarmung, aber zu früh schien sich Mr. S's Backenbart zu verrathen, denn der Mr. S. schrie laut auf und fluchte wie ein Schiffscapitain.

Zum T..., rief er, haben Sie denn einen Backenbart, Gräfin?

Die vermeintliche Gräfin hütete sich wohl, irgend ein Wort zu sagen, denn ihre Stimme hätte sicher den Backenbart sehr gut commentirt.

Aber das Schweigen half ihm doch nichts, es gab da Dinge, welche sehr beredt waren. Mr. S. schrie nach Licht. Mr. F., welcher sich von den Armen des andern Gentleman auf eine kanibalische Weise fest umschlossen sah und kaum athmen konnte, schrie ebenfalls nach Licht, — mein Kammermädchen, welches diesen entsetzlichen Skandal hörte, scheute sich aber, in's Zimmer zu treten, da sie mancherlei und wohl auch nicht ganz unbegründete Furcht hatte.

Endlich aber ging die Thüre auf, und ein Lichtstrahl drang in's Zimmer, und mit diesem matten Lichtstrahl drangen noch ein paar andere Wesen ein, welche Feuer und Funken sprühten, nämlich die beiden — Lady's.

Die eine wunderte sich sehr, ihren Mann nicht zu finden, dagegen war die Frau des Gentlemans S. um so erzürnter, je verdutzter und wie aus den Wolken gefallen er dasaß.

Die beiden Lady's, welche sicher sehr viel Geist und Entschlossenheit besaßen, theilten sich nun in Folge eines stillschweigenden Einverständnisses in die Rollen.

Während nämlich die Lady S... über ihren ungetreuen Ehegemahl herfiel und mit ihm das sechste Gebot repetirte, hatte sich die andere Dame die vermeintliche Lola Montez zum Ziele ihrer Definitionen ausersehen, und Beide schlugen mit solchem Tact auf die breiten Schultern und die vollen Wangen der Gentlemens los, daß der beste Kapellmeister bei ihnen hätte in die Lehre gehen können.

Also hier bei diesem abscheulichen Frauenzimmer finde ich Dich! rief Lady S.

Der Mr. S. war klug genug, das größte Stillschweigen zu beobachten und sein Gesicht so abzukehren, daß seine holde Ehehälfte ihn nicht erkennen konnte.

Auf diese Weise hoffte er sich mit Ehren aus dieser kitzlichen Situation zu retten.

Aber der andere Gentlemen hatte an diesem Qui pro quo kein gleiches Interesse, vielmehr stand er in einem weit besserem Lichte vor seiner Frau da, wenn diese den Gentleman erkannt hätte.

Aber es war ihm unmöglich, zu Worte zu kommen.

Die Erbitterung und eheliche Entrüstung der beiden Frauen war zu groß, ihr Eifer, ihre Wuth, die Bewegung ihrer Zungen, welche von ihren Fäusten accompagnirt wurden, gestatteten ihnen nicht, nach etwas Anderem zu hören.

War die Schuld der beiden Ehemänner nicht sonnenklar?

Wozu sollten sie noch Entschuldigungen hören?

Und von Verzeihung konnte keine Rede sein.

Erst als der Sturm sich ein wenig gelegt hatte und die Damen von ihrer allzugroßen Anstrengung so ermattet waren, daß sie einiger Erholung bedurften, gelang es dem armen S.., den Kopf des andern Gentleman umzudrehen und die Damen ihren Irrthum sehen zu lassen.

Die armen Frauen standen wie vom Blitz getroffen da, sie wußten nicht, was sie zu dieser Scene sagen sollten, und die beiden Gentlemens wußten eben auch nichts anderes zu sagen, als daß sie den ganzen Spaß unternommen hätten, um ihre eifersüchtigen Frauen einmal tüchtig anzuführen.

Die beiden Urheber dieser Scene, Mr. M. und H., waren inzwischen ebenfalls angekommen, um die Entwickelung der Scene, welche sie herbeigeführt, mit anzusehen. Sie hatten Mitleid mit den armen Teufeln und traten auf ihre Seite. Warum sollten sie auch nicht, es war ja ihr eigenes Geschlecht, welches in die Falle gegangen war, und die ganze Scene endete mit einer allgemeinen Versöhnung derjenigen Personen, welche noch kurz vorher in so feindliche Berührung gekommen waren.

Als ich nach Hause kam, vernahm ich von meinem Kammermädchen das Vorgefallene.

Natürlich konnte sie mir die Hauptsache nicht aufklären, auf welche Weise nämlich die beiden Frauen erfahren hatten, daß sie ihre ungetreuen Ehemänner bei mir finden würden.

Aber was das anbetraf, bedurfte es von meiner Seite keiner großen Sehergabe, um die Ursachen dieses Scandals zu errathen.

Warten wir, dachte ich, wenn die Herren M. und H. kommen, — sie sind es, welche die Frauen herbeigerufen haben, um mir einen bösen Streich zu spielen, — denn sie konnten ja nicht wissen, daß ich nicht zu Hause war. Ich werde mich aber für diese Niederträchtigkeit rächen.

Als mich am andern Tage die beiden Herren besuchten, — der Termin zur Antwort war gerade abgelaufen, — that ich, als wüßte ich von nichts. Als sie aber von mir eine Entscheidung begehrten und sie sich darauf beriefen, daß sie trotz vielfacher

Veranlassung zur Eifersucht solche dennoch nicht gezeigt hätten, vielmehr in der vollkommenen Ueberzeugung, daß ich sie nur in Versuchung hätte führen wollen, jede derartige Regung unterdrückt hätten, da lachte ich laut auf und erklärte ihnen, daß ich Männer, welche durch zwei solche unliebenswürdige Gentlemens, wie die Herren M. und S., in Eifersucht gerathen könnten und sich dadurch zu solchen schlechten Handlungen hinreißen ließen, niemals heirathen würde.

Die Herren wurden sehr blaß, als sie meine Entscheidung hörten. Sie machten tausendfache Betheuerungen, ich blieb taub für alle ihre Vorstellungen und hatte endlich die Genugthuung, mich von diesen beiden Anbetern — für immer befreit zu sehen.

Eine Rache konnten sich aber diese beiden Herren dennoch nicht versagen.

Sie machten den Vorgang mit den beiden Ladys in verschiedenen Zeitungen bekannt. Dagegen wäre nun nichts einzuwenden gewesen, man muß gekränktem Eigendünkel schon dergleichen zu Gute halten, aber die Herren ließen sich von ihrem Verdrusse dazu verleiten, den ganzen Hergang zu entstellen, und ich konnte zu meiner Verwunderung lesen, daß die beiden Ladys mich selbst vorgefunden und etwas unsanft mit mir in Collision gerathen wären. Die ganze Darstellung endete mit dem höchst moralischen Satze, der etwas versteckt ausgedrückt war:

So muß es allen Frauen ergehen, welche die armen Männer ihren Ehefrauen abspenstig machen und das Familienglück zerstören.

Die armen Männer!

Wenn sie nur nicht so moralisch wären.

Hundertachtundsiebenzigstes Kapitel.

Wieder eine Heirath.

Im Theater. — Mr. Heald. — Ein merkwürdiger Liebesstreich. — Resignation.

Obgleich ich von vier Anbetern auf einmal befreit war, trat durchaus kein Mangel an solchen ein.

Aber ich hatte es satt, — die Männer zu probiren.

Man mag mit ihnen beginnen, was man wolle, das Resultat bleibt stets dasselbe.

Die Männer sind eifersüchtig ohne Ausnahme.

Man hat sich alle mögliche Mühe gegeben, diese Empfindung, welche man Eifersucht nennt, zu erklären, d. h. in ihre Atome zu zerlegen.

Den Männern ist diese Erklärung vollkommen mißglückt, und die Frauen haben zu diesen Erklärungen einen eben so mißrathenen Commentar gemacht.

Die Eifersucht ist keine Leidenschaft.

Die Eifersucht ist — Mißtrauen.

Das Mißtrauen aber, welches sehr oft aus dem Bewußtsein des eigenen Unrechts entsteht, ist ein gewöhnlicher Fehler aller Despoten und mithin auch der Männer.

Das Mißtrauen entsteht aber auch aus dem Bewußtsein der Schwäche, — und daher ist die Eifersucht auch sehr oft ein Fehler der Frauen.

Die Eifersucht ist also allen Männern ohne Unterschied, je nach den Umständen in größerem oder geringerem Grade eigenthümlich, und wenn man die Männer will, muß man diesen Fehler mit in den Kauf nehmen.

Ich beschloß also, ferner darauf keine Rücksicht zu nehmen und ihn allen anderen Fehlern hintenan zu stellen.

Unter meinen Bekannten befand sich ein Offizier, welcher außer einigen Dingen, die mir mißfielen, Eigenschaften besaß, welche mich für ihn einnahmen.

Zu seinen schlimmen Eigenschaften gehörten auch einige Verwandte, welche über das Verhältniß des jungen Offiziers zu mir sehr erbittert waren.

Sie ließen nichts unversucht, unsere Verbindung zu hintertreiben.

Aber es gelang ihnen nicht. — Schon zu oft hatten mich böse Leidenschaften und Vorurtheile gezwungen, ein nahes Glück aufzugeben, — ich war entschlossen, mich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen.

Herr Heald, so hieß mein Verlobter, war tapfer und jugendlich, er hatte einen scharfen Verstand, Unternehmungsgeist und viel Vermögen.

Unsere Ehe wurde geschlossen trotz aller Intriguen, die uns hindern wollten.

Wir hatten uns auf eine merkwürdige Weise kennen gelernt.

Herr Heald sah mich im Theater, und am nächsten Tage sandte er mir folgenden Brief:

„Frau Gräfin!

Gestern hatte ich das Glück, unter den vielen schönen Da-

men, welche im Theater waren, eine zu sehen, welche mir mehr als alle anderen gefiel. Sie waren es. Ich suchte mich nach Ihnen zu erkundigen und erhielt sehr befriedigende Auskunft, d. h. Jedermann lobte — und Jedermann tadelte sie! Konnte ich ein besseres Zeugniß Ihrer Liebenswürdigkeit erhalten? Ich erfuhr, daß Sie zwar viele Anbeter, aber keinen Mann hätten, — es ist also noch Platz für dich, dachte ich, und dieser Gedanke beglückte mich und störte die Ruhe meiner Nacht. Ich konnte also am Morgen nichts Besseres thun, als Ihnen diese Zeilen zu senden. Ich biete Ihnen in allem Ernste meine Hand an, es ist die Hand eines Ehrenmannes, und füge zum Ueberfluß noch hinzu, daß ich ein hinreichendes Vermögen besitze, alle Launen einer geistreichen und selbst eitlen Frau zu befriedigen, im Falle Sie das Letztere, was ich jedoch keineswegs voraussetze, sein sollten. Ich bitte schließlich, diese Zeilen 24 Stunden zu überlegen und sich um die Antwort nicht zu bemühen. Ich nehme mir die Freiheit, sie morgen persönlich in Empfang zu nehmen."

Dieser Brief erforderte keine Ueberlegung, ich war bald entschlossen, und als mich Herr Heald am anderen Tage besuchte, sagte ich ihm:

Sie sind entschlossen, mich mit allen Fehlern, welche ich besitze, zu heirathen; nun gut, Sie werden gewiß auch die Ihrigen haben, und da ist Nachsicht der beste Vermittler. Sie bieten mir Ihre Hand an, ich schlage ein, — wir wollen hoffen, daß unsere Herzen mit unseren Händen übereinstimmen.

So ward ich denn zum zweiten Male eine Frau. —

Nach allen trüben Erfahrungen, welche ich gemacht hatte, konnte ich doch die Erkenntniß nicht von mir weisen:

daß sich an der Hand eines Mannes, am besten die Tyrannei der Männer bekämpfen lasse.

Hundertneunundsiebenzigstes Kapitel.

Abschied von den Lesern.

Mein Streben. — Der Kampf der Welt. — Religion. — Politik. — Philosophie.

Wir stehen an dem Schlusse dieser Memoiren.

Zwar noch viel, sehr viel könnte ich niederschreiben.

Ich könnte noch manche männliche Thorheit enthüllen, auch noch von mancher weiblichen Schwäche erzählen.

Aber ist es nöthig, daß man Alles ausplaudert, was man weiß?

Ich habe dem starken Geschlechte überall den Fehdehandschuh hingeworfen und ihm gezeigt, wie wenig Recht es hat, sich in moralischer Hinsicht über uns Frauen zu erheben.

Ich habe den Frauen gezeigt, daß, — wenn sie verständen, die Schwäche der Männer zu nützen, sie überall aufhören würden, das schwache Geschlecht zu sein.

Es wäre kein Unrecht, sich jedes Vortheils gegen die Eitelkeit und Anmaßung der Männer zu bedienen.

Ich war weit entfernt, mich besser darzustellen, als ich bin,

und meine Schuld ist es nicht, wenn ich dadurch besser geworden bin, als der Ruf mich gemacht hat.

Der Ruf einer Frau ist oft weiter nichts, als der Widerhall der Bosheiten jener Männer, welche die Frauen so gern schwach und schlecht sehen und hinterher eine moralische Entrüstung heucheln.

Ihr habt gar kein Recht, über die Tugend einer Frau den Stab zu brechen, — so lange ihr nicht strenger gegen euch selbst seid.

Ich habe euch den Fehdehandschuh hingeworfen und werde mit euch kämpfen, so lange ich lebe, in allen Lagen und unter jeder Form.

Ich werde gegen eure Anmaßung, gegen eure Uebertreibung, gegen eure Unverschämtheit ankämpfen bis zu meinem letzten Athemzuge, und mögt ihr dann immerhin sagen, wenn ich gestorben sein werde:

Sie war ein Weib, — sie war ein schlechtes Weib! —

Ich werde in meinem Grabe auf den verfälschten Ausdruck einer sich selbst betrügenden Erkenntniß keinen Werth legen, und der Himmel wird ein Wesen nicht verstoßen, das, — wie sehr es auch gefehlt haben mag, — doch niemals sich die Mühe gab, mit seinem Gewissen unter die Maske der Scheinheiligkeit sich zu flüchten.

Gegen das Böse habe ich mich stets aus allen Kräften gesträubt, aber meine Natur gestattete es mir nicht, ein Weib der Gewohnheit, ein so zu sagen traditionelles Weib zu sein, ein Weib, welches sein höchstes Glück darin setzt, dem Manne eine gute Brühe und ein freundliches Gesicht zu machen.

Ich habe über mich selbst, über meine Mitmenschen und die Welt stets zu viel nachgedacht, um das Hergebrachte stets

befriedigt durch das Sieb der gewöhnlichen Kritik laufen zu lassen.

Bei der Zerrissenheit unserer Zeit, bei der Zerfallenheit aller Zustände, bei der Bewußtlosigkeit aller Gewissen habe ich überall nach einem Anhaltepunkte gestrebt, welcher sowohl der menschlichen Würde als unserer Bestimmung entspricht, und es ist nicht meine Schuld, wenn die Herren zuweilen einen Schwindel bekommen haben und vor dem hohen Standpunkte schaudernd zurückbebten, welchen ich einzunehmen suchte.

Dann verfolgte mich ihr Spott, dann war ich frech, dann trachtete ich nach einer Krone.

Aber leben wir nicht in einer Zeit, in der man sich krümmen muß wie ein Wurm, wenn man nicht den Muth besitzt, sich oben zu erhalten?

Die Welt ist jetzt ein Land.

Der Menschengeist, so zersetzend er geworden ist, hat Zeit und Raum verschlungen; ist es ein Wunder, wenn er sich nun verliert in diesem unermeßlichen Raum, in welchem er alle Schranken, alle Wegweiser, alle Meilenzeiger niedergerissen hat? —

Wir haben den Ocean entdeckt, wir haben die neue Welt gefunden, — aber wir sind noch nicht im Stande gewesen, einen Kompaß zu erfinden.

Einen Kompaß? —

Ist es nicht die Religion und immer die Religion, welche stets nach Nord und Süd zeigt, welche den Menschen stets belehrt, wo er sich befindet zwischen Himmel und Erde? —

Einen Kompaß? —

Ist es nicht die Politik, die dem Menschen zur äußeren Freiheit verhelfen will, um ihn zur innern reif zu machen? —

Einen Kompaß? —

Ist es nicht die Philosophie, welche den Menschen über die Wahrheit der Gottheit, über den geistigen Gehalt der Welt belehrt, und ihm genau sein Ziel vorschreibt?

Ach, — was will nicht Alles Kompaß sein in dieser Zeit des kreuzritternden Menschengeistes, welcher nicht ausgezogen ist, ein heiliges Grab, — sondern eine neue Welt zu erobern; welcher nicht gegen die Sarazenen, — sondern gegen die Dogmen kämpft, welcher alt oder neu das Leben, die Entwickelung gefangen hält.

Und doch ist es wahr, daß, — wie die Zeiten auch sein mögen, wie Schlimmes und Entsetzliches sich auch vorbereite, — es nur einen Kompaß giebt, welcher das Menschengeschlecht zu retten vermag: — Gott.

Gott! —

Wehe Allen, welche es nicht wissen, daß dieser Gott kein Dogmengott ist, sondern daß er der Gott der Duldung, der Milde, der Verzeihung und der Liebe ist!

Aber leider beherrscht der Haß und die Heuchelei unsere Zeit! —

Man täusche sich nicht: — Haß ist keine Kraft; — Heuchelei ist keine Klugheit.

Wer haßt, gesteht seine Schwäche; wer heuchelt, seinen Unverstand.

Es giebt nur eine Waffe, die Welt zu erobern:

Wahrheit und Liebe.

Nachschrift.

Die Memoiren der Lola Montez sind mit der Verheirathung mit Heald abgeschlossen; wir glauben jedoch, daß es den Lesern nicht unangenehm sein wird, noch Einiges über den merkwürdigen Prozeß zu hören, in welchen die Verwandten des Herrn Heald die Lola Montez verwickelt hatten, denn die sehr angesehene Familie des ehemaligen Garde-Lieutenants Heald legte Protest gegen die Verbindung ihres jungen Anverwandten ein und reichte zu gleicher Zeit eine Klage gegen seine Ehegattin wegen Doppelehe ein.

In Folge dieser Anklage wurde Lola Montez verhaftet und vor die Schranken des Polizeigerichtes gestellt.

Wir geben diesen Bigamie-Prozeß in aller Kürze nach der Mittheilung eines englischen Blattes.

In den Zugängen zu dem Polizeigerichtshof in der Malborough-Straße, — erzählt die Daily News vom 7. August 1849, — war gestern großes Gedränge, da verlautete, daß die Lola Montez, die als Gräfin von Landsfeld bekannte Lady, auf die Anklage wegen Bigamie verhaftet worden und vor dem sitzenden Magistrat zum Verhör gebracht werden sollte. Man hatte Anord-

nungen getroffen, die Ueberfüllung des Gerichtssaales zu verhüten.

Herr Clarkson trat als Ankläger, Herr Bodkin als Vertheidiger auf.

Am 6. August um 1½ Uhr erschien die Gräfin v. Landsfeld am Arm des Herrn Heald, ihres jetzigen Gemahls, und man stellte ihr einen Sessel vor die Schranken. Herr Heald durfte neben ihr sitzen. Die Dame zeigte sich nicht in mindesten verlegen (quite unembarassed) und lächelte mehrmals, indem sie mit ihrem Gatten flüsterte. Sie gab ihr Alter zu 24 Jahren an, sieht aber wie eine Frau von 30 aus. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid mit anschließendem schwarzsammtenem Mieder, einen blau ausgeschlagenen weißen Strohhut und einen blauen Schleier. Von Gestalt ist sie mittelgroß und ziemlich rund (rather plump); mit ihrer bleichen, dunkeln Gesichtsfarbe contrastiren zwei ungewöhnlich große blaue Augen, von langen schwarzen Wimpern umschattet. Ihr muthmaßlicher Ehegatte, Herr Heald, ist ein schlanker junger Mann von sehr juvenilem Aussehen, mit straffen Haaren und dem Anflug eines blonden Schnurrbärtchens. Die aufgestülpte Nase gibt ihm ein sehr einfältiges Aussehen; indessen seine Heirath würde auch bei der schönsten griechischen Nase eben nicht auf geniale Begabung schließen lassen. Während des ganzen Verfahrens hielt er eine Hand der Gräfin in seinen beiden eingeschlossen und drückte sie zuweilen mit Inbrunst; manchmal flüsterte er ihr mit der zärtlichsten Miene in's Ohr und preßte ihre Hand mit Wärme an die Lippen. Nun erhob sich Herr Clarkson. „Wie schmerzlich,“ sagte er, „auch die Lage ist, worin die zu meiner Linken sitzende Dame (die Tante des Herrn Heald) sich befindet, so glaubt sie es doch ihrem verstorbenen Bruder, dem Vater des hier im Gerichtshofe befind-

lichen jungen Gentleman, schuldig zu sein, die Beweismittel vorzulegen, welche sie veranlaßt, diese Dame des Verbrechens der Bigamie zu beschuldigen. In Erfüllung meiner Pflicht werde ich Ihnen zu beweisen haben, daß der Herr Heald, der Sohn des verstorbenen Herrn George Heald, vor dem Bureau des Kanzleigerichts mit der an seiner Seite sitzenden Dame, Elise Rose Anna oder Rosanna James, die Ceremonie der ehelichen Trauung durchgemacht. Ich werde Ihnen ferner beweisen, daß die Dame die Ehefrau von Thomas James, zur Zeit Kapitän im 21. bengalischen Regiment eingeborener Infanterie, ist, welcher dermalen mit seinem Regiment in Indien steht. Das der an der Schranke befindlichen Dame von Miß Heald, der Tante und zeitweiligen Pflegerin des jungen Gentleman, schuldgegebene Verbrechen ist, daß sie, wohl wissend, daß ihr Gatte, Kapitän James, noch am Leben, oder daß aller vernünftiger Grund vorhanden, ihn noch lebend zu vermuthen, gleichwohl eine andere Ehe geschlossen. Ich will hier in keine Details eingehen, die irgend Jemanden unnöthigerweise kränken könnten; aber diese Thatsachen muß ich aufführen. Die Dame nennt sich Gräfin v. Landsfeld, und was auch ihre Auszeichnung oder Notorietät sein mag, ich enthalte mich jedes Anspielens darauf bei dieser Gelegenheit. Der junge Gentleman, der jetzt als ihr Gatte gilt, ist am 19. Juli d. J. volljährig geworden; er besitzt ein beträchtliches Vermögen, 6000 bis 7000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte. Eben am Tage, da er großjährig geworden, verheirathete er sich mit Mißtreß James, die schon verheirathet war. Ihre erste Ehe, mit Herrn James, ward am 23. Juli 1837 geschlossen; Herr James war damals Lieutenant in dem Regimente, wo er jetzt Hauptmann ist. Sie wurden in Meath, in Irland, getraut, und ich habe eine Abschrift des Trauscheins; die Braut ist darin als „Rosa Gil-

dert, ledig," aufgeführt. Wegen dermaliger Abwesenheit der betreffenden Zeugen kann ich die legale Thatsache dieser Heirath noch nicht darthun; aber hier ist ein Beamter des Consistorialgerichtshofs, der eine Abschrift der Verhandlungen in demselben vorlegen wird, und ich werde mich darauf beziehen, um zu zeigen, daß die an der Schranke befindliche Dame, damals die Ehefrau von Lieutenant James, mit ihm nach Indien ging und ohne ihn nach England zurückkehrte. Ich werde den Kapitän Ingram vorführen, der die Dame herübergeleitet und ihre Identität beweisen wird. Indessen über diesen Punkt werden sich keine Schwierigkeiten erheben, denn die Dame selbst gestand bei ihrer Verhaftung zu: sie sei das Eheweib von Kapitän James gewesen, aber Lord Brougham habe ihr im Oberhaus (welches bekanntlich das oberste Ehescheidungsgericht für's britische Reich ist) eine parlamentarische Scheidungsakte erwirkt. Wenn eine solche Parlamentsakte existirt, so wird sich ihrer Niemand besser zu bedienen wissen, als mein gelehrter Freund, der als Vertheidiger erschienen ist. Ich aber werde beweisen, daß der geistliche Gerichtshof nur eine Trennung von Tisch und Bett bewilligte. Zunächst werde ich die zweite Verheirathung und Identität der Partheien darthun. Ferner werde ich durch ein Document vom India-Haus über den Effectivstand der indischen Armee vom Ende Junius dieses Jahres im Stande sein, als ganz unzweifelhaft zu erweisen, daß Kapitän James, der Ehemann der Dame an der Schranke, damals in Indien am Leben war. Ich muß hinzufügen, daß diese Procedur von der Tante, Miß Heald, veranlaßt ist, ohne Zustimmung des Hrn. Heald, ihres Neffen, der ohne Zweifel, wenn er könnte, die Fortsetzung dieser verhindern würde. Miß Heald hat es für ihre Pflicht gegen die sehr achtungswerthe Familie des jungen Gentleman erachtet, dieses Verfahren selbst ohne seine

Zustimmung einleiten zu lassen, und es wird wohl Niemand wagen, die Beweggründe der Miß Heald oder die Reinheit ihrer Absichten bei diesem Schritt anzufechten. Ich stelle an den Gerichtshof das Gesuch, die an der Schranke befindliche Dame zu remandiren (d. h. für eine spätere Gerichtsverhandlung aufzubewahren), bis wir die erforderlichen Zeugschaften aus Indien stellen können. Dann hoffe ich zu beweisen, daß, als die Dame den jungen Gentleman ehelichte, am 19. Juli nämlich, ihr Gatte, Kapitän James, in Indien am Leben war." Nun wurde Miß Heald, eine ältliche Dame, vernommen. Sie sagte aus: sie sei die Tante des Herrn Heald und habe sich verpflichtet gefühlt, diese Untersuchung anstellen zu lassen. T. Montague, Clerk (Sekretär) im Consistorialgerichtshof, legte Abschrift eines Decrets in der Scheidungsklage „James gegen James" vor; es lautete bloß auf Trennung a mensa et toro. Gräfin v. Landsfeld, mit lebhafter Geberde: „Ich leugne das nicht." Herr Clarkson las das vom 15. Dezember 1842 datirte Consistorialdecret ab; es besagt ausdrücklich: Thomas James und Elisa Rosa Anna James seien von Tisch und Bett geschieden, aber keiner von beiden Theilen sei berechtigt, so lange der andere Gatte lebe, eine neue Ehe einzugehen. Ein Clerk vom Ostindienhaus legte den oben erwähnten Nachweis über den Effectivstand der indischen Armee vor, wonach Kapitain James am 13. Juni dieses Jahres noch lebte und bei seinem Regiment stand. Ferner wurde die am 19. Juli dieses Jahres zwischen George Trafford Heald und Maria Torez in der fashionablen St. Georgskapelle auf dem Hannover-Square in London vollzogene Trauung amtlich bewiesen. Polizei-Sergeant Gray vom Entdeckungscorps (detective fooce, d. h. der Polizeimannschaft, welche Inculpaten nachzuspüren hat): „Ich nahm die Gräfin heute Vormittag 9 Uhr in Nr. 27 in der Halbmondstraße in Ge-

wahrsam. Sie wollte eben in ihren Wagen steigen. Ich sagte ihr, daß ich sie wegen Bigamie verhaften müsse." Die Gräfin antwortete, sie sei durch Parlamentsakte von Kapitain James geschieden, und fügte bei: „Ich weiß nicht, ob Kapitain James am Leben ist oder nicht; auch kümmere ich mich nicht darum. Ich ward ihm unter einem falschen Namen angetraut, und es war keine legale Heirath . . . . . . Lord Brougham war im Oberhaus gegenwärtig, als ein Scheidungsdecret ausgefertigt wurde. Kapitain Osborne kann es beweisen." Kapitain Charles Ingram, Befehlshaber des ostindischen Handelsschiffes Larkin, bestätigte, daß er im Jahre 1841—42 die Mrs. James von Indien nach England übergeführt, und daß Kapitain James sie an Bord begleitet. Er zweifle nicht, daß die im Gerichtshof anwesende Dame die nämliche Person sei, wiewohl sie seitdem sich beträchtlich verändert. Nun trat der Sachwalter, Herr Bodkin, auf. Er erscheine, sagte er, als Vertheidiger der Dame, die man heute Morgen auf die Polizei geschleppt, um auf eine Anklage zu antworten, die in seiner ganzen Praxis beispiellos dastehe. Er erinnere sich keines Falles von Bigamie, wo weder der erste, noch der zweite Ehemann als Kläger aufgetreten. Die Sache werde indessen untersucht werden, und wenn etwas Gesetzwidriges vorgefallen, werde man den schuldigen Theil zur Verantwortung ziehen. Zur geeigneten Zeit hoffe er zu beweisen, daß die Ehe der Dame mit Herrn Heald eine rechtmäßige Handlung gewesen. Die Angeklagte, welche in einem Alter von 15 oder 16 Jahren den Herrn James geheirathet, sei des guten Glaubens, daß sie im Hause der Lords eine Scheidungsbill erlangt. Das möge jedoch ein Irrthum sein, in welchen die Gräfin aus Unkenntniß der englischen Gesetze verfallen. Sollte selbst das ihr zur Last gelegte Vergehen begangen worden sein, so sei es unter Um-

ständen geschehen, welche die Handlung rechtfertigen dürften. Er erwähne dies mit der Bitte an den Gerichtshof, die Angeklagte vorläufig, gegen vollgültige Bürgschaft, in Freiheit zu setzen. Er wolle die Beweggründe derer, die diesen Prozeß veranlaßt, nicht verdächtigen, aber offenbar sei es um eines Privat-, nicht um eines öffentlichen Zweckes wegen geschehen. Herr Birgham, der vorsitzende Magistrat, erklärt: „Es ist offenbar, daß die Person, welche bei diesem Falle zunächst betheiligt ist, — ein volljähriger Mann, der eine Offiziersstelle in Ihrer Majestät Dienst bekleidet (Herr Heald ist, scheint es, Lieutenant in der Garde), diese Anklage weder gewünscht hat, noch unterstützt. Es ist mit der bis jetzt versuchten Beweisführung ganz verträglich, daß die Angeklagte mit derselben Post, welche die amtliche Armeeliste aus Indien überbrachte, einen um einige Stunden späteren Brief erhalten, der den Tod des Kapitains James meldete. Vom 13. Juni bis zum Tage ihrer neuen Verehelichung sind noch sechs Wochen verlaufen, und in dieser Zeit mag Kapitain James einer von den vielen Gefahren erlegen sein, von denen das Leben eines Militärs in einem tropischen Klima bedroht ist. Das Gesetz präsumirt die Unschuld eines Angeklagten, so lange seine Schuld nicht erwiesen ist. Indessen, da der Vertheidiger der Angeklagten selbst zugiebt, daß hinreichender Grund zu einer Untersuchung vorliege, und sich zur Cautionsleistung erboten hat, decretire ich eine Zurückstellung des Prozesses und setze die Angeklagte in Freiheit gegen eine Caution für ihr Wiedererscheinen von 1000 Pfund Sterling aus ihren eigenen Mitteln, und von weiteren 1000 Pfund durch zwei Bürgen." — Die Bürgschaft ward alsbald geleistet. Man ließ hierauf die Gräfin v. Landsfeld und ihren Gatten noch einige Zeit im Gerichtshofe weilen, um sie der Neugier der draußen versammelten Menge zu entziehen.

Daily News knüpft gleich Tags darauf, am 8. August, an diese cause célèbre einen leitenden Artikel, der einen neuen Einblick in das englische Recht und Gerichtsverfahren gewährt, welches zwar musterhaft durch seinen Geist der Oeffentlichkeit, in seinem Mechanismus aber höchst verwickelt und mangelhaft ist. Das Journal schickt einige Bemerkungen voraus über die abenteuerliche Laufbahn dieses Weibes, — man wisse nicht, ob Spanierin, Irländerin oder was sonst, welche zum Spectakel prädestinirt scheine und jenem Kobold im „Liede des letzten Minstrel" gleiche, der nirgend verborgen bleiben konnte. Von Paris bis Warschau und von Warschau bis München sei ihre Fahrt bezeichnet gewesen mit Duellen, Reitpeitschenhieben und ähnlichen Gentilessen, in München aber habe sie vollends ihre Bravourrolle gespielt, eine Ministerkrisis hervorgerufen, die nahe an eine Revolution gestreift, Priester und Krieger vor ihrer Reitgerte erbleichen gemacht, und eine Studentenleibwache von prinzlichem Range um sich geschaart. (In diesem Punkte irrt sich das Londoner Blatt: die Allemannen waren keine Prinzen oder höchstens, nach dem sprichwörtlichen Ausdruck, „lieberliche Prinzen".) „Indessen," fährt das Journal fort, „so fruchtbar auch das Thema an burlesken und leidigen Erinnerungen ist, so würden wir es doch nicht berührt haben, wenn es nicht dazu diente, die Mängel unserer Rechts-Institutionen zu beleuchten. Bei aller Deferenz für die bezaubernde Löwin legen wir sehr wenig Gewicht auf ihre Behauptung, daß Lord Brougham ihr eine Parlamentsacte zur Scheidung von ihrem ersten Gatten erwirkt. Des edlen und gelehrten Lords unwiderstehliche Neigung, in Scheidungsprozessen zu gebaren, verleiht dieser Angabe in der That einen Schein von Möglichkeit; aber wäre sie richtig, so hätte Se. Lordschaft nimmermehr der Versuchung widerstehen kön-

nen, als Zeuge und Rechtsfreund seiner schönen Clientin vor einem Polizeigericht aufzutreten. Lola's Einfall, den Brougham zum Urheber ihrer Scheidungsbill zu machen, war aber jedenfalls ein sehr glücklicher und bezeugt ihren instinktmäßigen Takt für das vraisemblable in einem Roman. Allein abgesehen von dieser Geschichte, ist nichts wahrscheinlicher, als daß die a mensa et toro getrennte Ausländerin sich für ganz und rechtskräftig geschieden halten kann. In jedem anderen civilisirten Lande, wo es Ehescheidungen giebt, werden sie von einem Gerichtshofe ausgesprochen; die widersinnige und verwickelte englische Procedur ist anderwärts unbekannt. Wie sollte eine Ausländerin wissen, daß in England eine Ehe nur durch einen dreifachen, vor drei verschiedenen Tribunalen betriebenen Prozeß definitiv und vollständig getrennt werden kann? daß die scheidende Gewalt in England ein dreiköpfiger Cerberus ist, dessen drei Köpfe jeder mit einem besonderen — sehr theuern — Honigkuchen günstig gestimmt werden müssen? Nichts ist natürlicher, als daß Ausländer, für oder gegen welche das Consistorialgericht eine seiner Scheinsentenzen der Ehescheidung ausgesprochen, sich nun berechtigt glauben, eine neue Ehe zu schließen. In diesem Falle mag auch die Gräfin v. Landsfeld gewesen sein, und das englische Recht, das ihr diese Mausfalle gestellt, ist ihr jetzt ehrlich Spiel (fair play) schuldig. Ein anderes Gebrechen unseres Gerichtsverfahrens, das durch den Prozeß gegen Lola Montez grell zu Tage tritt, ist der Mangel eines öffentlichen Anklägers in solchen Fällen. Vergehungen sind entweder gegen Private, oder gegen das Publiknm, den Staat. Die ersteren sollten durch das verletzte Individuum allein angeklagt werden dürfen, und unterläßt es der zunächst in seinem Recht gekränkte, so sollte kein Dritter zur Verfolgung berechtigt sein. Die letztere Klasse

von Vergehungen aber sollte im Namen und im Interesse des Publikums verfolgt werden. Die Folgen der Confundirung beider Verfahrensarten liegen in diesem Prozeß vor Augen. Der verletzte Theil, wenn einer verletzt ist, ist ein volljähriger, in allen Rechtssachen der Vormundschaft entwachsener Mann. Dieser, weit entfernt, die vorgebliche Verbrecherin angeklagt zu wünschen, erscheint vor Gericht als ihr Freund und Beistand. Aber der Mangel einer Unterscheidung zwischen den Prozeßarten in öffentlichen und privatlichen Pönalklagen, und der Mangel eines Staatsanklägers setzt eine dritte Partei in den Stand, eine Klage zu erheben. Sie wird angestellt, nicht um die Eheleute zu trennen, denn es ist offenbar, daß diese legal oder illegal an einander festhalten werden. Nein, die Klage wird angestellt, einzig und allein um einer Verwandtenfeindschaft, einem beleidigten Familienstolz zu fröhnen. Ein englischer Gerichtshof muß in diesem Falle die Rolle spielen, der in Romanen oder Melodramen gemiethete Bravo's zugewiesen sind. Das Gericht wird als Vehikel mißbraucht, um der Neugier des Publikums Details zuzuführen über den thöricht verliebten Bräutigam, die abenteuernde und excentrische Braut, und die stolze und empfindliche alte Jungfer, seine Tante. Der Gerichtshof wird in diesem Prozeß einem kleinem Theater gleichen, in welchem ein pikantes Familiendrama zur Aufführung kommt."

Wir fügen schließlich noch hinzu, was die Memoiren, welche in der That von Papon begonnen zu sein scheinen, aber, — wir wissen nicht aus welchen Gründen, da selbst Lola Montez darüber im Dunkeln zu sein erklärt hat, — von ihm schon beim Anfange abgebrochen*) und von einigen Anderen, wie der Titel besagt, dann fortgesetzt sind, von dieser merkwürdigen Frau sagen.

Zugleich fügen wir die Notizen bei, welche darin enthalten sind.

Nach dem Vorgegangenen traute Herr Heald dem englischen Gesetze so wenig wie der Launenhaftigkeit des schönen Wetters, — er suchte sein junges, schönes Weib jeder ferneren Gefahr zu entziehen und in Sicherheit zu bringen.

Noch am 6. August, Abends, gleich nachdem Lola gegen Caution in Freiheit gesetzt war, — meldete die Morning-Post, — ist Herr Heald nach dem Continent abgereist. Bigamie ist vor dem englischen Gesetze keine Kleinigkeit: früher wurde sie mit dem Tode, seit der Beschränkung der Todesstrafe auf

---

*) Lola Montez, Memoiren in Begleitung vertrauter Briefe Se. Majestät des Königs von Bayern. In 1 Bande. Stuttgart, 1849.

Mord und Hochverrath wird sie mit lebenslänglicher oder vieljähriger Deportation bestraft.

Dieser Fall von Bigamie findet indessen in der Mehrzahl der Londoner Journale mehr eine für die Gräfin Landsfeld günstige Beurtheilung.

Nicht übergehen können wir hier doch die naive Bemerkung, welche der „Globe" auch über die Masse von Lieutenants-Amouren macht; er sagt: „Es sei doch auffallend, wie tief in diese fashionable Geschichte das Militär verflochten sei, denn sie „wimmle" ganz von Kapitäns und Lieutenants. Man wisse nicht, ob man den hintenangesetzten Civilstand mehr bedauern oder mehr beglückwünschen solle."

„Herr und Frau Heald sind in Paris angekommen. Ihr Mann hat ihr ein Witthum von 2000 Pfd. Sterling jährlich ausgesetzt.“

Von Paris selbst hören alle weiteren Nachrichten auf, bis wir unterm 30. August 1849 aus Marseille erfahren: „Lola Montez und ihr Gemahl sind in strengem Incognito hier angekommen und haben sich sofort auf der „Marie Antoinette“ nach Rom eingeschifft, um die Flitterwochen des Gemahls in Italien zuzubringen.“

Während man fröhlich und wohlgemuth das junge Ehepaar unter italienischem Himmel glaubte, hörte man auf einmal nach ungefähr zwei Monaten aus spanischen Blättern, daß Lola Montez mit ihrem neuen Gemahl so lebhafte „Erörterungen“ gehabt habe, daß es zu Thätlichkeiten zwischen ihnen gekommen sei. Die Gräfin Landsfeld habe Herrn Heald einen Dolchstich versetzt, und dieser sich hierauf auf und davon gemacht, so daß Lola in einem Gasthaus zu Tolosa ohne alle „Hülfsmittel“ zurückgeblieben und genöthigt gewesen sei, den Beistand des englischen Consuls in Anspruch zu nehmen.

Den Anlaß zu diesen lebhaften „Erörterungen“ soll der wiederholte Besuch eines französischen Marquis bei Lola Montez

gegeben haben. Nachdem sich nämlich Letzterer von Lola entfernt hatte, gewahrte sie zum ersten Mal ein zornbleiches Gesicht an ihrem Gemahl und betroffen eilte sie ihm nach, schlang den Arm um seinen Hals, und fragte zärtlich: „Was hast Du? . . . Zürnst Du mir?"

„Elende Koketterie!" erwiederte er, sich unsanft von ihr losmachend, „glaubst Du, ich durchschaue Dein falsches Spiel nicht? Ich ahnete schon längst etwas mit diesem Franzosen und gebiete Dir, ihn aus dem Hause zu weisen."

Lola trat einen Schritt zurück . . . „Bist Du wahnsinnig? . . . was that ich denn, einen so unsinnigen Argwohn zu wecken? . . . Ich ihn lieben . . . wie fang' ich das an?" Sie lachte hell auf.

Heald's Augen rollten. — „Du täuschest mich nicht durch diese erlogene Naivetät . . . er betritt meine Schwelle nicht wieder, das sagst Du ihm, ich will es so . . . verstehst Du mich? . . . oder . . ."

„Kein Oder!" unterbrach sie ihn stolz. „Der Marquis ist mir als Mann gleichgültig, aber sein Umgang als sehr gebildeter angenehm. Eine freundliche Bitte hätte ich vielleicht berücksichtigt, einem albernen Argwohn, einer Drohung gar, beuge ich mich nicht." Sie drehte ihm den Rücken zu.

Er sah sie mit düsteren Blicken an. „Du willst nicht?" murmelte er in sich hinein. „Wohlan denn, die Folgen kommen über Dich!"

Lola ging auf ihn zu; ihr Gemahl suchte sie aber verächtlich von sich zu stoßen, wobei sie sich mit ihrer gewöhnlichen Waffe, dem Dolche, wehrte.

Herr Heald verließ auf dieses seine ihm noch nicht lange angetraute Frau.

Die „**Assemblée nationale**" erzählt aus Barcelona, vom

20. October 1849, daß Lola Montez ihren Gemahl wieder errungen habe. Zwei Tage, nachdem sich Heald von ihr getrennt hatte, schrieb er ihr von Mattaro aus, bat sie um Verzeihung, und der folgende Tag sah das Paar wieder vereinigt.

Wieder vereinigt, in dem Lande, wo sie in ihrem ersten Jugendfrühlinge als schlichtes Mädchen harmlos Fandango und Bolero tanzte; wieder vereinigt als Gräfin, mit einem reichen Engländer.

Diese sonderbare Erscheinung in der Frauenwelt, die dem Schicksal ihr Glück abtrotzte, und die im Unglück nie den Muth verlor, mußte das Auge aller Welt auf sich ziehen. Nachdem sie von ihrem Gemahl, Heald, entlassen worden, war die richtende Stimme des Publikums sofort mit dem Ausspruche allbereit: „Nemesis hat sie ereilt!" — Aber wir vergessen nicht hier ihrer eigenen Worte: „Wenn mir die Festigkeit des Steuers fehlt, so wird es mir hoffentlich nie an Muth gebrechen, im entscheidenden Augenblick noch die rettende Planke zu ergreifen!" ja, wir erlauben uns die Bemerkung beizusetzen — und sei es auch . . . das Grab!

So weit gehen diese Nachrichten.

Man hat aber später dann und wann einige Notizen von der Lola Montez gelesen, deren Wahrheiten erst verbürgt werden müssen.

Daß sie im Jahre 1850—51 in Frankreich war, das steht fest, weil sie daselbst ihre Memoiren wenigstens begonnen hat, denn wir werden uns erinnern, daß ihr Brief an den König Ludwig von Bayern „Paris 1851" datirt ist.

Plötzlich aber theilten belgische Blätter mit, daß sie sich in Brüssel befinde und in einer belgischen Stadt abermals die Bühne betreten habe.

Diese Thatsache ist kaum glaublich, denn es ist doch jedenfalls anzunehmen, daß die Dame Lola Montez, Gräfin v. Landsfeld, Vermögen genug besitze, um nicht wieder zum Ballette ihre Zuflucht nehmen zu müssen.

Und daß sie noch von der Leidenschaft des Tanzens gequält werde, ist nicht anzunehmen, da in ihren Memoiren sich von der Zeit an, da sie die Bühne verlassen hatte, also in München, nirgends eine Andeutung findet, vielmehr läßt sich aus verschiedenen Aeußerungen das Gegentheil annehmen.

Dennoch mußte diese Nachricht, welche sie als Tänzerin erscheinen läßt, mindestens auf einem Irrthum beruhen.

In der neuesten Zeit aber tauchte diese Celebrität urplötzlich wieder auf, und zwar ward sie in Verbindung mit einem Namen gebracht, welcher für ganz England ein Gegenstand des größten Enthusiasmus war.

Es hieß nämlich, sie habe sich auf demselben Schiffe, auf welchem Kossuth nach Amerika gefahren sei, dorthin eingeschifft.

Ob diese Nachricht richtig ist, dieser Frage können wir uns überheben, weil wir nicht glauben können, daß Lola Montez England nach ihrem Bigamie-Prozeß wieder betreten habe.

Denn man weiß ja nicht, ob dieser Prozeß zu ihren Gunsten entschieden worden wäre. —

Sollte es aber dennoch der Fall sein, so wollen wir sie in Gottes Namen über den Ocean schwimmen lassen und warten, bis sie wiederkehren wird, denn ist es glaublich, daß diese unruhige Frau sterben werde, — bevor sie todt ist?

Sie wird sicher bis an ihr Ende von sich reden machen, und vielleicht gar wird die Zauberin, welche Rollen an ihre Wiege befestigt hat, dergleichen an ihren Sarg machen, und es wird ihr ergehen, wie allen berühmten und großen Todten, wie Moses, wie Lykurg, wie Solon, wie Napoleon, man wird nicht glauben, daß sie gestorben ist, bis man ihr Grab oder gar ihre Gebeine gesehen hat; sie wird aber, nie todt, eine unruhige, drohende und gespenstrische Erscheinung, die Hoffnungen und Befürchtungen der Menschen wach halten.

Sie hat ja dem Männergeschlecht, wie sie selbst erklärt, den Fehdehandschuh hingeworfen; wer wird ihn aufheben in einer Zeit, wo man sich so sehr vor Gespenstern fürchtet?

Wo man mit Recht fragen kann: Wer will?

So sei uns denn, — so schließen wir als Männer unser

Gebet, — der Himmel günstig, daß uns außer den vielen bösen Geistern, die uns und unsere Zukunft bedrohen, nicht noch der Geist der Lola Montez überfalle; wir wünschen nicht ihren Tod, nichts weniger, möge sie lange und glücklich leben; aber haben wir nicht schon Krieg genug — als daß uns noch die Weiber ihn erklären müssen?

Haben wir nicht Krieg genug im Hause? Krieg auf den Straßen, Krieg in den Blättern, Krieg in der Kirche, Krieg in der Staatsweisheit, Krieg in den Kammern, — Krieg, Krieg, wohin wir blicken?

Möge sie uns also in Frieden lassen, die Lola Montez, denn das Männergeschlecht ist wahrlich jetzt geplagt genug, — will sie uns etwa noch unsere Frauen und Töchter in den Harnisch jagen?

Es giebt keine gefährlicheren Wesen, als weibliche Demagogen.

Wenn wir Männer Despoten sind, so werden wir dennoch die Uebermacht der Frauen gerne anerkennen: — die Bajonnette sind niemals so spitz, — als rabulistische Frauenzungen.

Und was wird Lola Montez thun, wenn kein Mann den von ihr dem ganzen Männergeschlechte hingeworfenen Handschuh aufnehmen wird?

Was sie thun wird?

Sie wird alt und häßlich werden und Runzeln bekommen, — kann sie den Männern etwas Schlimmeres thun?

Druck von Carl Schultze in Berlin.



Gebet, — der Himmel günstig, daß uns außer den vielen bösen Geistern, die uns und unsere Zukunft bedrohen, nicht noch der Geist der Lola Montez überfalle; wir wünschen nicht ihren Tod, nichts weniger, möge sie lange und glücklich leben; aber haben wir nicht schon Krieg genug — als daß uns noch die Weiber ihn erklären müssen?

Haben wir nicht Krieg genug im Hause? Krieg auf den Straßen, Krieg in den Blättern, Krieg in der Kirche, Krieg in der Staatsweisheit, Krieg in den Kammern, — Krieg, Krieg, wohin wir blicken?

Möge sie uns also in Frieden lassen, die Lola Montez, denn das Männergeschlecht ist wahrlich jetzt geplagt genug, — will sie uns etwa noch unsere Frauen und Töchter in den Harnisch jagen?

Es giebt keine gefährlicheren Wesen, als weibliche Demagogen.

Wenn wir Männer Despoten sind, so werden wir dennoch die Uebermacht der Frauen gerne anerkennen: — die Bajonnette sind niemals so spitz, — als rabulistische Frauenzungen.

Und was wird Lola Montez thun, wenn kein Mann den von ihr dem ganzen Männergeschlechte hingeworfenen Handschuh aufnehmen wird?

Was sie thun wird?

Sie wird alt und häßlich werden und Runzeln bekommen, — kann sie den Männern etwas Schlimmeres thun?

Druck von Carl Schultze in Berlin.